# Österreichisch-Ungarische



# Revue



## Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Herausgegeben von Dr. Rudolf Stritzko


Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

36. Band 1908

Sechstes Heft
Dezember

## Dichtkunst.

Gedichte, übersetzt von Ella Triebnigg. — Irtogast. Von Dr. Friedrich Ritter v. Kenner.

## Rundschau.

Hirn Josef, Tirols Erhebung im Jahre 1809. Von Dr. Albert Starzer.




# Sechzig Jahre.

Nach **Wahrheit** dürstend zog ich aus als **Knabe** —
Des **Mannes** Ringen lohnte bitt'rer Sold.
So sucht' ich in der Welt am Pilgerstabe
Der **Liebe** Bronnen und der **Treue** Gold.
Nun wallt der Greis gebeugt zu seinem Grabe,
Der Himmel war dem Wanderer nicht hold —
Mein Saitenspiel, dem ich mein **Weh** vertraute,
An diesem Stein zerschell', unsel'ge Laute!

Doch wie? Was fesselt mich in **diesem** Steine?
Was hält den Arm, den ich erhob, zurück?
Es wandelt sich, umstrahlt vom Zauberscheine,
Zum **Vaterhause** dieses Felsenstück!
Und durch die Thränen, die bewegt ich weine,
Lacht mir ins Herz ein längst geraubtes Glück:
Ich kenn' dich, Stein vom **väterlichen Herde**!
Und dieser Grund ist **heil'ge Muttererde**!

Das ist der Eichenwald, der einst dem Kinde
Die Brust erfüllt mit seinem frischen Hauch!
Und Bächlein du, das ich nun wiederfinde,
Sag', träumst du, mir gleich, von der Jugend auch?
Hier flatterte mein Lockengold im Winde,
Dort sah mein Aug' der Hütten blauen Rauch!
Hier lauscht' ich, **Mutter, Dir** — —! O, sprich auf's Neue!
O lehr' mich wieder **Wahrheit, Liebe, Treue**!

Verweht, verrauscht, zerstoben und verklungen
Ist alles, was mein Eden einstens war!
So hab' ich **sechs Jahrzehnte** drum gerungen,
Daß ich's bewein' als Greis im Silberhaar?
O stürmt nicht ein auf mich, Erinnerungen!
Nicht halt' ich Stand der glückbesonnten Schar!
Es gleicht dem Steine hier, der längst verwittert,
Ach! meine Brust, von Wehmut bang durchzittert — —

Ich senke träumend meine Blicke nieder
In eines **Menschenlebens** Zeitenflut — —
Doch horch! Ich höre traute Stimmen wieder,
Mein altes Herz durchströmt's wie Jugendglut,
Und mit dem Wiederhall vergess'ner Lieder
Quillt in die Pulse wieder feurig Blut!
Ein **Jüngling** wieder, blick ich auf — zum **Throne:**
Ein **Jüngling** drückt auf's Haupt die **Last der Krone!**

Wie Meeresfluten einen Turm umbranden,
An dessen Wehr der Wogenschwall zerschellt,
So steht das Bild vor mir, als Östreichs Landen,
Von Ränken rings umlauert und umstellt,
In jenem **Jüngling** war der **Mann** erstanden,
Der zu der **Wahrheit Lieb'** und **Treu'** gesellt,
Um aus dem Drang, aus Stürmen und Gefahren
Das Reich zu **retten** und es **heil zu wahren!**

Fast dünkt, was ich erlebt, mir eine Sage —
Mein goldnes Haar ward seither silberbleich:
**Zwei Menschenalter** zähl' ich seit dem Tage,
Für Ihn und uns an Wechselfällen reich;
Nur **Eines** blieb — mit Seines Herzens Schlage —
Beim Hort und Hüter uns'res Wohles gleich:
Der **Wahrheit** Licht, der **Leitstern seiner Taten,**
Und **Lieb'** und **Treue, seiner Hände Saaten!**

Ob sich der Landmann seinem Schutz vertraute,
Ob ihn um Brot die Hand des Bettlers bat,
Wer hoffnungsreich auf seine Hilfe baute,
Erfuhr an sich der Menschenliebe Rat,

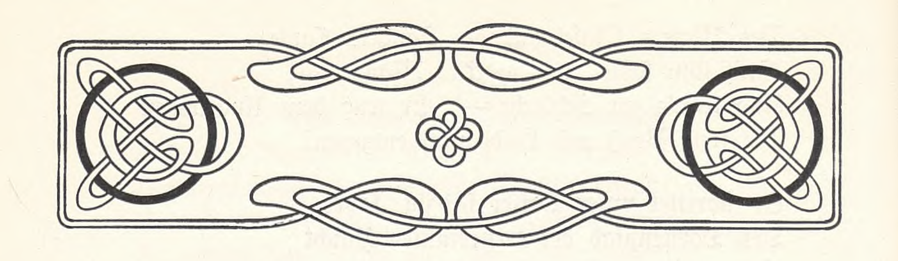
Des Malers Pinsel und des Sängers Laute
Galt ihm soviel, wie wack're Mannestat;
Und kam's zur Schlacht —: Er trug dem Kugelregen
Die freie Brust mit Heldenmut entgegen!

**So schreitet unser Kaiser sechzig Jahre**
**Den Dornenpfad der treuerfüllten Pflicht**
Und opfert — schwergeprüft — auf dem Altare
Des Reichs ein **Menschenleben, groß und schlicht!**
Doch wenn er rückschaut, wo mit braunem Haare
Den Weg er antrat, sieht er Dornen nicht:
**Der Boden hat des Kaisers Saat empfangen,**
**Der Völker Heil ist golden aufgegangen!** — — —

Durchzog vergebens ich die Welt am Stabe,
Ist nicht Enttäuschung meiner Mühe Sold;
Sucht ich den Stern der **Wahrheit** einst als Knabe,
Als Mann der **Liebe** Born, der **Treue** Gold —:
**Ich fand die Drei,** daß sich mein Herz erlabe,
**Im hohen Dulder, dem der Himmel hold!**
Mein Saitenspiel, dem ich mein **Glück** vertraute,
**Verkünd' es froh der Welt,** du gold'ne Laute!

Ludwig Sendach.





# Der Donaubund.

Von **Gustav Herlt** (Konstantinopel).

Der politische Umsturz in der Türkei bedeutet auch für die Orientpolitik der europäischen Mächte einen Wendepunkt. Die Macht des ottomanischen Staates war über Nacht so gestiegen, daß die Großmächte es für angezeigt hielten, ihre bisherige Politik der Einmischung aufzugeben. Die Revaler Abmachungen zwischen England und Rußland über die Fortsetzung der mazedonischen Reformen waren gegenstandslos geworden, noch ehe sie recht Form angenommen hatten und die mazedonische Frage löste sich für Europa ganz von selbst auf eine Weise, die niemand geahnt hatte. All die schönen Pläne, wie den Mazedoniern geholfen werden könnte, wie Aufteilung, Autonomie usw. sind erledigt und den Mächten blieb nichts anderes übrig, als wohlwollend zuzuschauen, wie sich die Dinge in diesem Wetterwinkel entwickeln werden.

Nicht nur mit der Einmischung der Großmächte in die inneren Angelegenheiten der Türkei ists zu Ende, sondern auch mit den Halbheiten, aus denen bisher die ganze Orientpolitik bestanden hat. Der endgiltigen Regelung wichtiger Fragen wird man jetzt nicht mehr aus dem Wege gehen können. Solche Fragen sind die staatsrechtliche Stellung Bosniens und der Herzogewina, Zyperns, Kretas, Ägyptens und Tunisiens. Schon rein praktische Gründe empfehlen Klarheit zu schaffen, damit aussichtslose Bestrebungen politischer Parteien gleich im Keime erstickt werden. Daß die genannten Provinzen mit Ausnahme Zyperns vielleicht nicht mehr an das ottomanische Reich zurückfallen können, sehen die leitenden Männer in Konstantinopel wohl ein, darum haben sie den einheimischen Zeitungen auch verboten, über diese „privi-

legierten“ Provinzen etwas zu schreiben. Es soll eben nicht erst unnötig Stimmung unter der Bevölkerung für ihre Rückgewinnung gemacht werden.

Im vorjährigen Novemberhefte dieser Zeitschrift habe ich darauf verwiesen, daß die Türkei in jeder Hinsicht ein besserer Bundesgenosse für Österreich-Ungarn und Deutschland wäre als Italien. Voraussetzung für ihre Bündnisfähigkeit sei aber, daß sie zunächst eine wirtschaftliche, staatliche und militärische Wiedergeburt erlebe. Diese Wiedergeburt, glaubte ich damals, würde nach dem Verluste aller unsichern und kostspieligen Außenwerke des ottomanischen Reiches — Mazedonien, Tripolis, Arabien — eintreten. Diese Gebietsabtrennungen waren jedoch gar nicht notwendig, Verfassung hieß der Zaubertrank, der dem hinfälligen Reiche neue Lebenskraft eingeflößt hat. Aus den Ruinen sprießt jetzt an allen Ecken und Enden neues Leben, überall wird reformiert, Altes eingerissen, Neues aufgebaut, und jeder wahre Freund der Türkei hofft, daß es den neuen Männern gelingen werde, Ordnung in der Verwaltung und in den Finanzen zu schaffen, den Wohlstand zu heben und die Wehrmacht zu stärken. Nach einigen Jahren wird, vorausgesetzt, daß kein Rückschlag eintritt, die Türkei ein vollwertiger Bundesgenosse für die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche sein.

Natürlich muß jetzt auch Österreich-Ungarn seiner Orientpolitik eine andere Richtung geben und insbesondere seine albanischen und mazedonischen Wünsche und Absichten auf ein Nebengleis schieben. Dafür tritt aber jetzt eine andere Frage in den Vordergrund, die für uns gleichfalls von der allergrößten Wichtigkeit ist, die nämlich: Was geschieht mit Rumänien, Bulgarien, Serbien und Montenegro? Ehemals Teile des ottomanischen Reiches sehen sie sich jetzt als selbständige Staatswesen der Anziehungskraft ihrer großen Nachbarn ausgesetzt und müssen sich, wenn sie ihre staatliche Selbständigkeit bewahren wollen, an eine Großmacht anschließen. Bei der riesenhaften Ausdehnung, die die Großmächte annehmen, ist die Lage der Kleinstaaten sehr schwierig geworden.

Wo Rumänien und die kleinen Balkanstaaten Anschluß suchen werden, kann nicht zweifelhaft sein, das kann nur bei der Donaumonarchie sein, auf deren Wohlwollen sie als Grenznachbarn heute schon vielfach angewiesen sind. Die Türkei bleibt natürlich ganz aus dem Spiele. Rußland, der „Befreier“ der Südslawen von der Türkenherrschaft, käme als Schutzmacht zwar auch in Betracht, aber es hat viel an Sympathie auf dem Balkan verloren. Die Rumänen haben nicht vergessen, daß

es ihnen aus „Dankbarkeit“ für ihre auf den Schlachtfeldern geleisteten Dienste Bessarabien weggenommen hat, Bulgarien fürchtet eine russische Satrapie zu werden und Serbien unterliegt viel zu viel dem Einflusse Österreich-Ungarns, als daß Rußland an dessen Stelle den seinigen setzen könnte. Für Montenegro käme auch Italien als Schutzmacht in Betracht, den Gönner spielt es heute schon. Auch andere Großmächte würden sich herbeilassen, dem einen oder dem andern Balkanstaat ihren besonderen Schutz — unter irgend einer staatsrechtlichen Form — angedeihen zu lassen. Aber sie alle können ihnen nicht den Vorteil bieten wie Österreich-Ungarn: den der räumlichen Nähe. Unsere Monarchie grenzt an Rumänien, Serbien und Montenegro — letztere zwei Staaten umschließt sie zur Hälfte — und von Bulgarien trennt sie nur die Donau.

Daß ihre staatliche Stellung recht unterstützungsbedürftig ist, sehen die Balkanstaaten selbst ein, daher die immer wieder auftauchende Idee eines Balkanbundes, der die kleinen Staatengebilde zu einer großen, achtunggebietenden Einheit zusammenfassen soll. Doch ist dieser Plan wohl undurchführbar. Die einzelnen Völker hassen sich viel zu viel, als daß sie sich im Rahmen eines Staatenbundes zu gemeinsamer Arbeit und Verteidigung ihrer Lebensinteressen vereinigen könnten. Wenn auch zwischen einzelnen Balkanvölkern eine Annäherung möglich wäre, wie z. B. zwischen Serben und Griechen oder zwischen Rumänen und Bulgaren; zwischen Bulgaren und Griechen wird es sobald nicht Freundschaft geben.

Am ehesten könnten sich auf wirtschaftlichem Gebiete Interessengemeinschaften zwischen einzelnen Balkanstaaten herausbilden. Einen Versuch in dieser Richtung machten 1905 Serbien und Bulgarien durch den Abschluß einer „Zollunion“, die sich gegen Österreich-Ungarn kehrte, an dessen Machtwort aber schnell scheiterte.

* *
*

Die Balkanstaaten zu einem näheren Anschluß an Österreich-Ungarn zu bewegen, wird nicht leicht sein, am ehesten wird sich Rumänien dazu entschließen. Wir besitzen nämlich in diesen kleinen Staaten nicht allzuviel Sympathien, weil sie fürchten, wir könnten ihre Selbständigkeit antasten und einmal Mazedonien mit Salonichi dem Verbande der Monarchie einverleiben. Diese letzten Befürchtungen sind jetzt gegenstandslos geworden. Da auch die Bulgaren, Serben und Griechen ihre Ansprüche auf einen Fetzen mazedonischen Gebietes zurückstellen

müssen, brauchen sie in uns keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten. Wie die Wiederherstellung der türkischen Verfassung die mazedonische Frage vorläufig gelöst hat, so hat sie auch viel zur Befestigung des Friedens zwischen den Balkanstaaten beigetragen, indem die Ursache der meisten Reibereien, eben die mazedonischen Frage, beseitigt wurde.

Die aus der mazedonischen Angelegenheit geborene Abneigung der Balkanstaaten gegen uns kann also als überwunden betrachtet werden, vorausgesetzt natürlich, daß es dem neuen Regiment in der Türkei gelingt, Ordnung in Mazedonien zu schaffen und seine heutige Machtfülle aufrechtzuerhalten. Wie steht es nun mit der andern Befürchtung, daß wir die Selbständigkeit der Balkanstaaten bedrohten? Daß diese Anschuldigung ganz grundlos ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden.

Wenn die Balkanstaaten rückwärtsschauten, würden sie finden, was Österreich-Ungarn alles schon für sie getan hat. Zunächst die wichtigste Tatsache: auch wir haben mitgeholfen, daß diese kleinen Staatswesen geboren wurden, ohne die Mitwirkung der Großmächte beständen sie heute sicherlich nicht. Österreich-Ungarn hat alles aufgeboten, den serbisch-bulgarischen Krieg von 1885 zu vermeiden, es hat sich der Angliederung Ostrumeliens an Bulgarien nicht widersetzt, obwohl es als Mitunterzeichner des Berliner Vertrages berechtigt und verpflichtet dazu gewesen wäre, Serbien verdankt seinen Gebietszuwachs, den ihm dieser Vertrag zusprach, in der Hauptsache Österreich. Wir haben auch die verschiedenen Bundesbestrebungen der Balkanstaaten niemals vereitelt, solange sie sich nicht direkt gegen uns richteten, das besorgten diese immer selbst. Was sie selbst durch ihre Uneinigkeit, Hinterlist, Herrschsucht und Unverträglichkeit verschuldet hatten, suchten sie nachher uns in die Schuhe zu schieben. Eine gründliche Aufklärung der Balkanvölker über diese Tatsachen täte dringend Not, damit sich den Einsichtigen die Augen öffneten und sie nicht länger den Verleumdungen unserer Feinde Glauben schenkten. Wir müssen unbedingt trachten, größeren Einfluß auf die Presse der Balkanstaaten zu gewinnen, um jeder gehässigen Ausstreuung gegen uns sofort entgegentreten zu können.

Weiter müßten wir alles tun, uns die Sympathien der Balkanstaaten zurückzugewinnen. Bei allem Wohlwollen, das unsere Diplomatie den Balkanstaaten gegenüber an den Tag legte, lassen wir sie doch viel zu viel den Mächtigen fühlen. Wir sollten den Schwachen weniger zeigen, daß wir die Stärkeren sind, das verstimmt die kleinen ehrgeizigen Größen südlich von der Donau. Auch nach dem Abbruch der Handels-

vertragsverhandlungen mit Serbien wäre es vielleicht nicht nötig gewesen, gleich das schwere Geschütz des Zollkrieges aufzufahren. Auch Grenzplackereien, Paßzwänge, die alljährlichen Zensuren, die den Balkanstaaten in den Delegationen vom Grafen Goluchowski ausgestellt wurden, und andere Kleinigkeiten trüben die freundnachbarlichen Beziehungen. Unter dem gegenwärtigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Freiherr von Ährenthal, ist schon manches besser geworden, weil er nicht, wie Goluchowski, immer den Schulmeister herauskehrt. Die offensichtliche Schwenkung Bulgariens gegen Österreich-Ungarn zu ist sein Werk. Wenn es dem Freiherrn von Ährenthal gelingt, die Balkanstaaten davon zu überzeugen, daß wir ihre uneigennützigen Freunde sind und sie von uns für ihre staatliche Selbständigkeit nichts zu fürchten haben, dann haben wir auf dem Balkan viel gewonnen.

Wichtiger als alles ist aber, daß wir den Balkanstaaten durch unsere Macht Respekt einflößen. Das gegenwärtige Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn und die Ungewißheit über die Zukunft der Monarchie sind nun keineswegs geeignet, unser Ansehen auf dem Balkan zu heben. Wie viel wir dort an Einfluß verloren haben, beweist am besten die schwindende Bedeutung Wiens für das kulturelle Leben der Balkanvölker. Wien war einst das helle Licht, dem sie zustrebten und von dem sie Belehrung und Hilfe erhofften. Heute ist Paris die große Leuchte und auch Berlin kommt immer mehr in die Höhe. Könnte sich Wien seine alte Bedeutung für die Balkanvölker zurückerobern, so wäre das für unsere Balkanpolitik eine große Unterstützung. Und der Hauptgrund für diese betrübende Erscheinung? Weil Wien nicht mehr der Mittelpunkt der geschäftlichen Beziehungen zwischen dem Balkan und Mitteleuropa ist. Es ist deshalb mit Genugtuung zu begrüßen, daß es sich der rührige „Österreichische Orientverein" angelegen sein läßt, Wien wieder zum Stelldichein der levantinischen Kaufleute zu machen. Und das kann es auch wieder werden, wenn die Bestrebungen dieses Vereines von allen Kreisen kräftigst unterstützt und wenn insbesondere auch die Verkehrswege ausgebaut werden.

* * *

Unter welcher Form sich der nähere Anschluß Rumäniens und der Balkanstaaten an Österreich-Ungarn vollzieht, ist gleichgültig; im Wesen kann es, wie bereits erwähnt, nur eine politische Interessengemeinschaft sein bei **Wahrung der vollständigen Selbständigkeit der**

**einzelnen Staaten nach innen und außen,** allerdings mit gebührender Rücksichtnahme auf die gemeinsamen Interessen. Diese Interessengemeinschaft würde sich zunächst in einem Schutz- und Trutzbündnisse zur gemeinsamen Verteidigung des gesamten Besitzstandes äußern. Dabei müßte aber Vorsorge getroffen werden, daß nicht einzelne Bundesstaaten mit Rücksicht auf die starke Rückendeckung mutwillig Kriege vom Zaune brechen. Ein Bundesschiedsgericht wird sich, wenn man nicht das Haager Schiedsgericht damit betrauen will, als notwendig erweisen. Die weitere Folge eines Schutz- und Trutzbündnisses wäre der Abschluß von Militärkonventionen zur Regelung aller militärischen Fragen, die sich aus dem Bündnisverhältnis ergeben, wie Oberbefehl, gleichmäßige Ausbildung und Bewaffnung der Truppen usw. Vielleicht wäre sogar die Schaffung einer Zentralstelle für alle gemeinsamen militärischen Angelegenheiten notwendig.

Um die Kosten der diplomatischen und Konsular-Vertretung im Auslande zu vermindern, müßte jeder der Bundesstaaten auf Antrag eines andern dessen Vertretung mitbesorgen. Montenegro hat z. B. den Schutz seiner Auswanderer nach Südamerika Rußland übertragen, eine Aufgabe, die dann von selbst Österreich-Ungarn zufiele. Diese gemeinsame Vertretung würde sich besonders auf dem Gebiete des Konsularwesens empfehlen; es ist nicht nötig, daß in einem kleinen Hafen ein österr.-ungarisches, rumänisches, bulgarisches, serbisches und montenegrinisches Konsulat besteht, ein einziges täte es auch. Auf diese Weise könnten große Kosten gespart und trotzdem ein nachdrücklicherer Schutz der Bundesuntertanen erzielt werden, weil dann verhältnismäßig mehr Konsulate errichtet werden könnten. Ferner müßten alle Bundesstaaten jenen internationalen Abmachungen beitreten, die die Verwaltung und Justiz erleichtern, wie denen über das Sanitätswesen, die Auslieferung von Verbrechern, den Schutz des geistigen Eigentums usw.

Wie bereits erwähnt, geht Österreich-Ungarn einer Neuorganisation auf nationaler Grundlage entgegen. Dieser Prozeß wird sogar über die Grenzen der Monarchie hinausgreifen, da Millionen von Angehörigen der Balkanvölker in Österreich-Ungarn wohnen, und man wird dieser Tatsache bei Errichtung des Donaubundes Rechnung tragen müssen. In erster Reihe wird man den Rumänen und Serben kein Verbrechen daraus machen dürfen, wenn sie einmal über die Grenze „schielen“ sollten. Man hat das den Deutschen unter Taaffe und Badeni sehr verübelt, aber in dieser „Schielerei“ lag mehr eine Demonstration gegen die Regierung als die ernsthafte Absicht „los von

Österreich" zu kommen. Und wenn das „Schielen" nicht mehr als Verbrechen angesehen wird, dann wird es auch weniger geübt. Ein ungarländischer Serbe z. B. kann ein sehr guter ungarischer Staatsbürger und Patriot sein und trotzdem den nationalen Mittelpunkt des Serbentums in Belgrad sehen. Zugehörigkeit zu einem Staate und zu einer Nation sind zwei verschiedene Dinge, die sich ganz gut miteinander vertragen können. Wenn alle Regierungen die Staatsbürger in nationaler und religiöser Hinsicht nach ihrer eigenen Fasson selig werden lassen wollten, würden sie sich und dem Staate viele Unannehmlichkeiten ersparen und der Bevölkerung die Erfüllung ihrer Staatsbürgerpflichten nicht unnötig erschweren. Aus diesem Grunde müßte auch erlaubt sein, daß z. B. die Semester, die rumänische Studenten aus Siebenbürgen an der Bukarester Universität verbracht haben oder serbische aus Dalmatien an der Belgrader, ihnen angerechnet werden. Natürlich fordern wir das auch für die deutschösterreichischen Studenten, die reichsdeutsche Universitäten besuchen.

Dieselbe Begünstigung müßte umgekehrt in ihrer Heimat auch den Studenten aus den Balkanstaaten gewährt werden, die an österreichischen Lehranstalten studieren. Das wäre keine Neuerung; nach einer Verordnung des Ministeriums Körber aus dem Jahre 1904 werden den österreichischen Studenten serbokroatischer Nationalität ihre in Agram, also an einer ausländischen Universität, zurückgelegten Studien angerechnet. Auch den italienischen Studenten soll die Erlaubnis gegeben werden, einen Teil ihrer Studien an Universitäten des Königreichs Italien zurückzulegen. Auf diese Weise wird der nationalen Zusammengehörigkeit der diesseits und jenseits der Grenze wohnenden Völker Rechnung getragen, ohne daß dabei die staatlichen Interessen litten, die durch Nachtrags- oder Ergänzungsprüfungen noch besonders gewahrt werden könnten.

Dieses lose Staatengebilde, das aus dem Anschluß der Balkanstaaten und Rumäniens an Österreich-Ungarn entstehen soll, wollen wir Donaubund heißen. Über seine Größe und Bevölkerungszahl geben nachfolgende Zahlen Aufschluß:

(Es hat nach dem Gotha'schen Hofkalender):

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Österreich-Ungarn | 676.628 km² | rund | mit | 47,200.000 | Einwohner |
| Rumänien | 131.353 | " | " | 6,500.000 | " |
| Bulgarien | 96.345 | " | " | 4,050.000 | " |
| Serbien | 48.303 | " | " | 2,750.000 | " |
| Montenegro | 9.080 | " | " | 250.000 | " |
| Zusammen | 961.709 km² | rund | mit | 60,750.000 | Einwohner, |

rund 60 Millionen Einwohner.

Dieser Donaubund hätte also fast die gleiche räumliche Ausdehnung wie Deutschland und Frankreich zusammen, nämlich:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Deutsches Reich | 540.777 km² | mit | 60,650.000 | Einwohner |
| Frankreich | 536.464 „ | „ | 39,260.000 | „ |
| Zusammen | 1,077.241 km² | mit | 99,910.000 | Einwohner. |

* * *

Für die Bildung und den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie werden immer auch geographische Gründe angeführt. Daß die Form der Erdoberfläche auf die Menschen und ihr ganzes Leben von Einfluß sei, kann nicht geleugnet werden. Die räumliche Unterlage der Monarchie ist das Gebiet der Donau und ihrer Nebenflüsse. Böhmen gehört zwar nicht dazu, aber es öffnet sich nach Südosten und geht da in das Flußgebiet der March über. Nur die Karpathenländer und die österreichischen Karstländer stehen ausseits, ihre Zugehörigkeit zur Donaumonarchie läßt sich geographisch nicht begründen.

Soll nun aber die staatsbildende Kraft der Donau und ihrer Nebenflüsse nur von Passau bis Orsowa reichen? Warum nicht von Donau-Eschingen bis Sulina? Daß uns mit Bayern uralte politische, kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen verknüpfen, ist bekannt und daß Bayern nicht mit Österreich, sondern mit Preußen in engere politische Verbindung geraten ist, ist eine jener geschichtlichen Tatsachen, die wir heute bedauern mögen, aber nicht mehr ändern können.

In Bosnien, dem Lande der Bosna, eines Nebenflusses der Save, hat sich die einigende Kraft des Donaugebietes zum letzten Mal geoffenbart. Serbien, das Gebiet der Morawa, ist zwar politisch noch von Österreich-Ungarn getrennt, wirtschaftlich und kulturell aber ganz abhängig von ihm. Und diese wirtschaftliche Abhängigkeit wird auch einmal auf die politischen Beziehungen beider Staaten zurückwirken. Bulgarien und Rumänien gehören gleichfalls dem Donaugebiete an, sollte dort dessen einigende Kraft nicht auch wirksam sein? Die hohe Gebirgskette, die sich zwischen Siebenbürgen und Rumänien hinzieht, kann ebensowenig trennend wirken, wie die Karpathen zwischen Mähren und Ungarn.

Zwingender aber als alle Beweise der Geographie, sich der Donaumonarchie anzuschließen, wird für die Balkanstaaten der Druck von außen sein, dieselbe Kraft, die zur Bildung der Monarchie geführt und sie bisher zusammengehalten hat und auch in Zukunft zusammenhalten

wird. War dieser Druck von außen bei Österreich die Türkengefahr, so ist es bei den Balkanstaaten die politische Anziehungskraft dreier Großstaaten.

* * *

Unter dem Drucke äußerer Verhältnisse und der klugen Politik Österreich-Ungarns wäre es also auch gar nicht unmöglich, daß sich der Donaubund aus rein politischer Interessengemeinschaft zu einer wirtschaftlichen Einheit, zu einem Donauzollverein auswüchse. Die Zollgebiete haben bekanntlich das Bestreben, immer größer zu werden, — trotzdem die Magyaren jetzt mit Gewalt eine Zollgrenze zwischen Zis und Trans aufrichten wollen — und wenn von einem deutsch-österreichischen, ja sogar von einem mitteleuropäischen Zollverein ernsthaft gesprochen werden kann, so wird man die Möglichkeit eines Donauzollvereines nicht schlankweg von der Hand weisen können.

Bei der gegenwärtigen Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien erscheint es als vermessen oder als albern daran zu denken, daß beide Staaten einmal ein gemeinsames Zollgebiet bilden könnten. Die Zeit hiefür ist noch nicht reif, aber sie wird einmal kommen. Heute soll nur auf die Idee eines Donauzollvereines verwiesen werden, ohne die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu untersuchen.

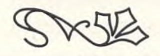
Ob der Donaubund zustandekommen wird, hängt unter anderem davon ab, wie wir uns mit den beiden selbständigen serbischen Staaten Serbien und Montenegro auseinandersetzen werden.

Ihr eigener Vorteil weist Serbien und Montenegro zum engsten Anschluß an Österreich-Ungarn. Wie die Verhältnisse heute liegen, ist aber an eine Annäherung nicht zu denken, und daß so bald ein Umschwung in der Gesinnung der Bevölkerung eintreten werde, ist sehr zweifelhaft. Beide Länder gefallen sich, wie es scheint, auch in der Rolle, für andere Mächte den Sturmbock gegen uns zu spielen und uns auf dem Balkan Verlegenheiten zu bereiten. Das beweisen neuerdings die großserbischen Umtriebe in Bosnien, in der Herzegowina und im Sandschak von Novibasar. Österreich-Ungarn hat das Recht und die Pflicht, derartige Umtriebe ein- für allemal zu unterdrücken und von Serbien und Montenegro zu verlangen, daß sie sich wie gute Nachbarn aufführen.

Wollen oder können sie das nicht, dann haben wir schon die Macht, beide Staaten dazu zu zwingen. Es ist soweit zweifelhaft, ob sich Serbien als selbständiges Königreich wird behaupten können, die innere Geschichte dieses Landes läßt keine gute Zukunft hoffen. Ihre staatliche

Selbständigkeit können beide serbische Staaten nicht besser sichern, als wenn sie sich eng an Österreich-Ungarn anschließen. Dann werden sie einen Teil des erträumten großserbischen Reiches bilden, allerdings darin nicht sie die Führung haben, sondern die Habsburger.

Neben der mazedonischen Frage erscheint nur der staatliche Zusammenschluß der Serbokroaten das Hauptproblem auf dem Balkan zu sein. Daß sich dieser Zusammenschluß nur unter dem Zepter der Habsburger vollziehen kann, bedarf wohl keines langen Beweises. Schon heute wohnen von den 9 Millionen Serbokroaten 6½ Millionen auf österr.-ungar. Boden. Weder Serbien noch Montenegro haben das Ansehen und die materielle Kraft, die Serbokroaten um sich zu scharen. Der tiefe nationale Gegensatz, der zwischen den katholischen Kroaten und den orthodoxen Serben besteht, kann nur durch eine gewissermaßen neutrale Macht überbrückt werden und diese ist keine andere, als die Donaumonarchie. Mit der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina ist ein weiterer Schritt in dieser Richtung getan worden.





# Die versunkene Atlantis im Lichte der modernen Wissenschaft.

Von Professor **Julius Nestler**, Prag.

Die Existenz der untergegangenen Atlantis bildet einen Angelpunkt der Lehre, die heute mit dem allgemeinen Namen Okkultismus und in einer besonderen Richtung als Geheimlehre bezeichnet wird. Ich will hier nun nicht davon reden, daß und wie die Existenz des mit dem Namen Atlantis bezeichneten, schon in vorgeschichtlicher Zeit untergegangenen Festlandes, das einen Teil des heutigen Atlantischen Ozeans ausgefüllt hat, vom Standpunkte der Okkultisten und Theosophen aus beweisbar ist, sondern ich möchte darlegen, daß und warum die moderne Wissenschaft, die besonders als Naturwissenschaft mit ihren gesicherten Resultaten fast allgemeine Anerkennung und Bewunderung findet, die vorgeschichtliche Existenz eines mehr oder minder großen Festlandes im Atlantischen Ozean als eine wissenschaftlich haltbare und in mancher Beziehung *geradezu notwendige Hypothese* betrachtet, die für *die Geologie, die prähistorische Geographie, die Paläoethnographie, die noch junge Wissenschaft der Amerikanistik, die Anthropologie, Rassengeschichte, Religionsgeschichte, Linguistik und Prähistorik von höchster Bedeutung ist.*

Wenn man von Atlantis sprechen will, läßt sich wohl kein würdigerer Anfang finden, als der Bericht, den uns der griechische Philosoph Platon aufbewahrt hat. Platon ist 427 v. Chr. Geburt geboren und 347 v. Chr. Geburt im 81. Lebensjahre gestorben. Durch seine Mutter Periktione war er dem Hause des Solon, des großen Gesetzgebers der Athener, verwandt. Solon selbst ist 639 v. Chr. Geburt geboren und 559 v. Chr. Geburt in Athen gestorben. Auf ausgedehnten Reisen kam er auch in die uralte Stadt Sais im Nildelta von Ägypten, wo er die zuvorkommendste Aufnahme fand. Solon pflegte hier lange

Gespräche mit den weisen ägyptischen Priestern zu halten und hörte auch mit Interesse die Berichte über das versunkene Atlantis an.

Plutarch, ein späterer griechischer Schriftsteller, sagt darüber Folgendes: „Solon versuchte, in gebundener Rede eine Beschreibung der Atlantischen Insel zu geben, wie er diese durch die weisen Männer zu Sais kennen gelernt hatte, und deren Enthüllungen ganz besonders die Athener betrafen; durch sein zunehmendes Alter, und nicht wie Platon meint, aus Mangel an Zeit, kam er zu der Überzeugung, daß das Unternehmen seine Kräfte übersteigen würde, und daher hat er es nicht zu Ende geführt. Plato war bemüht, die Beschreibung Solons auszuschmücken und stellte das Land als einen köstlichen Ort mit herrlichem, noch unbesetztem Boden dar; er mag als Verwandter Solons einigermaßen dazu berechtigt gewesen sein. Da aber Platon selbst seine Erzählung auf Grund des begonnenen Werkes des Solon erst im späten Alter begann, so überraschte ihn der Tod, ehe er seine Arbeit vollendet hatte, so daß der Leser, je mehr er von dem unvollendeten Werke entzückt ist, umsomehr bedauert, daß es eben nur ein Bruchstück bleiben mußte.“ — So weit berichtet Plutarch.

Was sagt nun die moderne Forschung dazu? — Daß Solon wirklich Ägypten besuchte, unterliegt keinem Zweifel. Er wollte die Athener seine Gesetzgebung in seiner Abwesenheit erproben lassen und begab sich deshalb auf Reisen. In Sais besprach er sich mit den gelehrtesten der ägyptischen Priester über philosophische und historische Fragen. Er war ein Mann von ganz außerordentlicher Denkkraft und geistiger Schärfe, wie seine Gesetze und seine Aussprüche, die uns aufbewahrt worden sind, bezeugen. Daß er eine in Versen abgefaßte Geschichte und Beschreibung von Atlantis begann und bei seinem Tode unvollendet hinterließ, ist gar nicht unwahrscheinlich, und es bedarf keiner besonderen Phantasie, wenn man annimmt, daß sein Manuskript in die Hände seines Verwandten Plato gelangte, der wie er selber ein Gelehrter, ein Denker und Geschichtsforscher und dabei einer der tiefsten und abgeklärtesten Geister der alten Welt war. Der ägyptische Priester hatte zu Solon gesagt: „Euer Altertum hat keine Geschichte und Eure Geschichte hat kein Altertum“, und Solon hatte sicherlich auch volles Verständnis für die ungeheure Wichtigkeit einer Überlieferung, welche die menschliche Geschichte nicht nur tausende von Jahren vor die Ära der griechischen Zivilisation zurückführte, sondern sogar noch weiter rückwärts einige Jahrtausende vor den Beginn der ägyptischen Zivilisation, es ist wohl zu begreifen, daß er bemüht war,

diese unschätzbaren Nachrichten aus der allerältesten Vergangenheit seinen griechischen Landsleuten zu erhalten. — Im Dialog „Timaeus“ gibt nun Plato, der Verwandte Solons, einen kurzen Bericht über die Insel Atlantis, während er in dem Dialog „Kritias“, gestützt auf den Bericht des Solon, eine sehr ausführliche Darstellung über die Geschichte, die Künste, Sitten und Gebräuche der Bevölkerung von Atlantis gibt. — Leider ist es im Rahmen dieser Abhandlung unmöglich, das viele wertvolle Material anzuführen und zu besprechen, das Plato in den genannten Dialogen über die Atlantier bringt und das er wahrscheinlich aus dem unvollendeten Werke des Solon geschöpft hat, der seinerseits wieder auf den Berichten der altägyptischen Priester und ihrer heiligen Jahrbücher beruht. — Die Insel, ihre der Sage nach von Poseidon und einer Ureinwohnerin abstammenden Beherrscher, die Zentralisation ihres Staatsverbandes, der führende Staat, seine durch Natur und künstliche Befestigungs- und Verkehrsanlagen hervorragende Residenz, Metallreichtum, Ertragsfähigkeit und Verkehr sind im „Kritias“ des Platon in glänzenden Zügen geschildert; das Buch bricht aber mit dem Hinweis auf eintretende sittliche Verderbnis und auf einen drohenden Eingriff des Zeus plötzlich ab und ist, wie die gelehrten Philologen Christ, Stallbaum und schon A. v. Humboldt nachweisen, unvollendet geblieben. — Diesen Bericht Platos haben nun einige Gelehrte in das Reich der Mythe und Fabel verweisen wollen. Aber abgesehen davon, daß eine so ausführliche Darstellung ebenso wie fast alle Sagen, wie z. B. die Geschichte der römischen Könige, auf einen historischen Kern zurückgehen muß, haben zahlreiche angesehene Forscher die Existenz eines ausgedehnteren Festlandes im Atlantischen Ozean in vorgeschichtlicher Zeit, nach geologischem Maßstab aber in einer relativ jungen Epoche angenommen. Doch die Motive, die sie zu dieser Annahme bewogen haben, wollen wir später zur Darstellung bringen. Zunächst einige Worte über die Wahrscheinlichkeit des platonischen Berichtes. Platos Erzählung enthält nichts Unwahrscheinliches, soweit darin ein großes, reiches und gebildetes Kulturvolk beschrieben ist. Fast in allen ihren Teilen ist diese Erzählung eine Parallele jener Schilderungen, die wir vom alten Ägypten oder Peru kennen; ich will hier nur das großartige Bild der altägyptischen Kultur nennen, das uns der griechische Geschichtschreiber Herodot entwirft. Es ist übrigens in Platos Erzählung außer im allerersten Anfang, wo die Geschichte der Atlantier wie die eines jeden alten Volkes an einen Gott anknüpft, nichts Mythisches und Märchen-

haftes enthalten. Es ist vielmehr nichts als eine klare und vernünftige Beschreibung eines Volkes, das Tempel und Schiffe und Kanäle baute; das Ackerbau und Handel trieb und seine Handelsbeziehungen auf alle umliegenden Länder ausdehnte. Wie schon erwähnt, haben manche Erklärer Platons gemeint, dieser habe nichts weiteres beabsichtigt, als eine anmutige und wunderbare Erzählung zu schreiben, die lediglich das Produkt seiner Phantasie war; dann würde aber seine Schilderung kaum so vernünftig und trocken ausgefallen sein. Er würde uns dann vielmehr eine Geschichte geschrieben haben, ähnlich den Legenden aus der griechischen Mythologie, voller seltsamer Abenteuer und Götter, Göttinnen, Nymphen, Faunen und Satyren. Wieder andere Erklärer meinten, er habe seine Erzählung als Untergrund zur Verbreitung seiner moralischen und politischen Lehren benützen wollen. Doch finden wir in Platons Atlantis keinerlei ideale Republik vorgezeichnet; es ist nur die tatsächliche, vernunftgemäße Geschichte eines Volkes, das von seinen Königen regiert wurde, und sich Schritt für Schritt vervollkommnete und lebte wie andere Nationen seit diesen Tagen eben auch gelebt haben und emporgewachsen sind.

Plato sagt auch, es hätte eine Verbindung von Atlantis aus westlich bis zu den übrigen Inseln sowohl, als auch weiterhin von diesen Inseln aus bis zum gegenüberliegenden Festland bestanden, das die wirkliche See umschließt. Er nennt das die wirkliche See, zur Unterscheidung vom Mittelländischen Meere, das, wie er erklärt, keine solche wirkliche See, also kein Ozean sei, sondern ein von Land umschlossenes Wasserbecken, ein Binnensee. Wenn nun die Geschichte der Atlantis lediglich der Phantasie des Plato ihren Ursprung verdankte, wie in aller Welt konnte er von den übrigen Inseln westlich von Atlantis, also von den heutigen Antillen, etwas wissen? Er hätte sie geradezu erfinden müssen! Oder gar von dem gegenüberliegenden Festland, das die wirkliche See umschließt? Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß der ganze Kontinent Amerika von Nord nach Süd den Ozean tatsächlich wie in einem Halbkreise umschließt. Soll denn Plato das alles erraten haben? Wenn es kein Atlantis gegeben hätte und wenn von hier aus nicht eine ganze Anzahl von Seereisen unternommen worden wären, durch welche jener halbkreisförmige Abschluß des Meeres von Neufundland bis zum Kap St. Roque konstatiert wurde, auf welche Weise sollte dies sonst Plato zur Kenntnis gelangt sein? Und woher konnte er wissen, daß das Mittelländische Meer nur eine Art Hafen sei im Vergleich zu der gewaltigen Ausdehnung des

Ozeans, der Atlantis umgab? Es müssen sehr lange Seereisen unternommen worden sein, ehe man alle diese geographischen Tatsachen kennen lernen konnte, und die Griechen trieben nur Küstenschiffahrt an den Küsten ihres eigenen kleinen Ländchens; sie konnten nur kurze Seereisen, von wirklich ozeanischen Entdeckungsreisen war bei ihnen keine Rede.

Es finden sich übrigens außer dem ausführlichen Berichte des Platon Andeutungen und Hinweise auf die Existenz von Atlantis auch bei anderen Schriftstellern des Altertums, die ich aber hier übergehen will, um gleich die Stellung der modernen exakten Wissenschaft gegenüber der Atlantisfrage darzulegen.

Hier kommt besonders die moderne Tiefseeforschung in Betracht. Angenommen, wir fänden inmitten des atlantischen Ozeans, vor den Ausgang des Mittelländischen Meeres gelagert, in der Nachbarschaft der Azoren, die Überreste einer riesigen, in das Meer hinabgesunkenen Insel, 1000 Meilen breit und 2—3000 Meilen lang, würde auch das noch nicht ausreichen, um die Behauptung des Plato zu bestätigen, es hätte außerhalb der Säulen des Herkules, der heutigen Straße von Gibraltar, einst eine Insel gegeben, größer als Kleinasien und Lybien zusammengenommen, die man Atlantis nannte? Eine solche Annahme ist durch die neuere Forschung vollauf bestätigt worden! Die Schiffe verschiedener Nationen haben sich mit Tiefseeforschungen befaßt, z. B. die deutsche Fregatte „Gazelle“ in den Jahren 1874 bis 1876 und das englische Schiff „Challenger“ 1872 bis 1876. Man hat den Meeresgrund des Atlantischen Ozeans kartographisch aufgenommen, und das Resultat dieser Aufnahme besteht darin, daß man eine ausgedehnte Bodenerhebung fand, die von den Küsten der britischen Inseln südwärts bis zum Kap Orange an der Küste Süd-Amerikas sich erstreckt, von da südostwärts bis zur afrikanischen Küste abspringt, und von da wieder südlich bis zur Insel Tristan d'Acunha verläuft. Diese Bodenerhebung steigt durchschnittlich bis zu 9000 Fuß über die großen atlantischen Tiefen in der unmittelbaren Nachbarschaft empor, und in den Azoren, den St. Pauls-Felsen, Ascension und Tristan d'Acunha erreicht sie die Oberfläche des Meeres. Der Beweis, daß diese ganze submarine Bodenerhebung einst trockenes Land war, ist durch die Gestaltung derselben erbracht. Die Unebenheiten, die Berge und Täler, die sich da finden, konnten sich niemals in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Ablagerung des Bodenniederschlags bilden noch auch durch unterseeisch stattfindende Bodenerhebungen; sie

müssen im Gegenteil durch Kräfte eingeschnitten und geformt worden sein, wie sie nur über dem Wasserspiegel wirken können. Dieser ungeheure Bergrücken oder Damm bildete gewissermaßen das Rückgrat des untergegangenen Atlantis-Kontinentes, der einst einen großen Teil des Atlantischen Ozeans ausfüllte. Um die tiefsten Stellen des Atlantischen Ozeans auszumessen, bedarf es eines Senkbleies von 3500 Faden oder 6300 Meter Länge, gewisse Hochplateaus dieses Bergrückens liegen aber nur ein paar hundert Klafter, 200 bis 800 Meter unter dem Meeresspiegel. Die tiefsten Stellen sind jene Teile von Atlantis, welche zuerst untergingen, also die Ebenen, welche östlich und westlich von der zentralen Gebirgskette lagen und von welcher Bergkette noch heutigentags die Azoren St. Paul, Ascension und Tristan d'Acunha als höchste Berge über dem Wasserspiegel emporragen; während die eigentliche Hauptmasse von Atlantis nur einige hundert Meter unter dem Meeresspiegel liegt.

Diese Grundkraft, welche einst den Atlantischen Kontinent nach und nach in das Meer hinabdrückte, ist auch jetzt noch an der Arbeit; die Küste von Grönland sinkt so wahrnehmbar schnell, daß alte Gebäude auf niedrigen Felseninseln jetzt schon unter Wasser stehen, und der Grönländer hat durch solche Erfahrungen gelernt, sein Haus niemals an das Wasser zu bauen. Dieselbe Erscheinung macht sich an der Küste von Süd-Carolina und Georgia bemerkbar, während der Norden Europas sowie auch die atlantische Küste Südamerikas im schnellen Emporsteigen begriffen ist. Längs der letzteren findet man erhobene Küstenstrecken, die ehemals Uferland waren, in einer Länge von 1180 Meilen und von 1000 bis 1300 Fuß Höhe.

Die amerikanische Schaluppe „Gettysburg" entdeckte gelegentlich einer Reise, 120 Meilen vom Kap St. Vincenz in Portugal entfernt, einige Meeresbänke, die, in Verbindung mit früheren Forschungen in diesen Gewässern das Dasein eines unterirdischen Plateaus nachweisen, das ehemals Portugal mit der Insel Madeira verband. Diese Tiefseemessungen enthüllten ferner das Dasein eines 5—6000 Meter tiefen Kanales, der sich von Madeira nordöstlich längs der afrikanischen Küste bis nach Portugal hinzieht. In einer Entfernung von 159 Meilen von Gibraltar verminderte sich die Meerestiefe zwischen wenigen Meilen von 5400 Meter auf 3200 Meter und fernere Messungen ergaben in Zwischenräumen von fünf Meilen 1800, 1000, 800 und 200 Meter, bis man schließlich auf eine Tiefe von nur 64 Faden traf, in der das Schiff bequem ankerte. Diese Er-

hebungen müssen früher jedenfalls Inseln gewesen sein und bildeten als solche sozusagen die Meilensteine zwischen Atlantis und Europa.

Die Forscher der erwähnten englischen „Challenger"-Expedition sind durch ihre Tiefseemessungen ebenfalls zu der Überzeugung gelangt, daß das gefundene große unterseeische Plateau den Überrest der versunkenen „Atlantis" bildet.

In diesem Zusammenhang darf auch das sogenannte Sargasso-Meer nicht unerwähnt bleiben, denn es stellt vermutlich den Ort im Atlantischen Ozean dar, wo ein Teil von Atlantis nur in geringer Wassertiefe verblieben ist oder bisher sich allmählich wieder erhoben hat. In dem streng naturwissenschaftlichen Werke „Das Leben des Meeres" von Dr. Conrad Keller, in Leipzig bei Tauchnitz, 1895 erschienen, steht auf S. 211 Folgendes über dieses sogenannte „Sargasso-Meer": „Alexander von Humboldt hat in seinen Schriften wiederholt die Aufmerksamkeit auf diese sogenannten Tangwiesen gelenkt, es entging ihm nicht, daß der Golfstrom zahllose Streifen von Fucustang mit sich führte, er glaubte aber, daß auch Untiefen im Sargasso-Meere selbst mit Tang bewachsen seien und zu den Anhäufungen beitragen können. Nach den Darstellungen von Krümmel, welcher im Jahre 1889 eine deutsche Tiefseeexpedition als Geograph begleitet hat, umfaßt die Sargasso-See ein Gebiet, dessen Reichtum an Tang nach dem Rande abnimmt und sich von den Bahama-Inseln bis zu den Azoren und kanarischen Inseln erstreckt. Schon Humboldt schätzte seine Ausdehnung auf über 65.000 deutsche Quadratmeilen, es ist also fast sechsmal so groß als Deutschland." Auf S. 210 des zitierten Werkes „Das Leben des Meeres" heißt es noch: „Der eigentliche Entdecker des Sargasso-Meeres ist kein geringerer als Christoph Kolumbus. Auf seiner ersten Fahrt nach Amerika führte ihn sein Seeweg vom 16. September 1492 bis zur Auffindung von Guanahani durch schwimmende Tangmassen hindurch, er begegnete ihnen wieder auf seiner Heimreise über die Azoren." Wer nun auf Grund dieses in dem erwähnten Werke enthaltenen Fingerzeiges auf einer Landkarte nachsehen will, findet westlich von den kanarischen Inseln vielleicht nicht die Bezeichnung „Sargasso-Meer", die auf Kolumbus zurückgeht, wohl aber den eingezeichneten Äquatorialstrom im Süden und den westlich, westnordwestlich und nördlich als Fortsetzung des Äquatorialstromes sich hinziehenden Golfstrom. Das als stille See bezeichnete Gebiet, das vom Äquatorial- und Golfstrom umschlossen wird,

ist das Gebiet des Sargasso-Meeres und damit ist zugleich jene Stelle gegeben, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Lage eines Teiles von Atlantis angesehen werden kann. Wenn die Ansicht richtig ist, welche sich Kolumbus und seine Schiffsmannschaft bildeten, als sie zuerst diese Masse Seeunkraut sahen, daß sie auf eine Reihe von Bänken, Inseln und seichtes Wasser hindeute, auf denen das Unkraut wachse, und das von anderen Gebieten etwa vorbeifließende Unkraut festhalte, eine Ansicht, die, wie ich erwähnte, auch der berühmte Gelehrte Humboldt teilte, so ist daraus ersichtlich, welch weites Ländergebiet in dieser Gegend vor dem Untergange vorhanden gewesen sein muß, selbst wenn man die anderen flachen Bänke, welche sich weiter nördlich und südlich vorfinden, bei Seite läßt; auch haben Schiffe, welche an den Rändern dieses Sargasso-Meeres entlang fuhren, wiederholt Überbleibsel von Schiffen und alte Wracks gesehen. — — Alle Versuche, die gemacht worden sind, dieses Gebiet irgendwie weiter zu erforschen, scheiterten bisher, denn schon in kurzer Entfernung von der Kante dieser flutenden Masse wurde die Vegetation so dicht, daß ein Vordringen der Schiffe unmöglich war, wenn man nicht ein Wiederherauskommen in Frage stellen wollte. Sicher sind hier ausgedehnte seichte Stellen oder auch Strecken festes Landes über dem Meeresspiegel. Die Schiffsschraube müßte vielleicht durch einen kastenartigen Anbau vor Schaden geschützt werden oder ein Rad gerade in der Mitte des Schiffes zum Fortbewegen angebracht werden. Die Hauptsache wäre, daß sich das Schiff in irgend einer Bucht oder in einem Kanal verankern und von hier aus systematische Streifungen in das Innere dieses noch unbekannten Gebietes unternommen werden müßten. Zu diesen weiteren Unternehmungen könnten dann auch große Walzen benützt werden, in denen eine Fortbewegungsvorrichtung, Instrumente, Proviant usw. nebst zwei oder drei Personen untergebracht werden müßten; außen müßte ein solches Vehikel, welches auch über Tangwiesen und Tangseen zu rollen vermag, mit einer Verankerungsvorrichtung versehen sein, um nicht durch einen Sturm in Gefahr gebracht zu werden. Es wäre dann wohl möglich, daß hier Entdeckungen gemacht werden könnten, die in den Annalen der Wissenschaften einen hervorragenden Platz einnehmen dürften. Die hier erforschten Gebiete des alten Atlantis würden wahrscheinlich Reliquien einer Zivilisation enthalten, die lange Zeitalter vor der Zeit verschwand, da Griechenland und Rom entstanden. Daß das Sargasso-Meer zum mindesten auch sehr seichte Stellen enthält, kann

man auch daraus schließen, daß sich der von Süden kommende Äquatorialstrom hier teilt, denn seine Wasser suchen sich einen verhältnismäßig engen Streifen des Ozeans auf, und zwar westlich vom Sargasso-Meer und östlich vom Amerikanischen Kontinente. Das Bereich dieses Sargasso-Meeres muß hiernach weit flacher sein als das Bett aller Ozeanströmungen, welche in Osten, Westen und Norden von ihm fließen, sonst fänden diese Ströme ja kein Hindernis, um sich — dadurch veranlaßt — in Breite und Richtung Veränderungen zu unterziehen. Es wird hier auch von Interesse sein, etwas über den Versuch des dänischen Professors Auckarsward zu hören, der dieses Gebiet erforschen wollte. Er segelte auf einem Schoner im Juni 1870 von Madeira ab und streifte in nahem Abstande dieses Sargasso-Meer. Der Anblick nahm ihn so ein, daß er Apparate zu ersinnen begann, um alle Hindernisse zu überwinden, welche das Seeunkraut einer gründlichen Erforschung dieses Distriktes bot. Da dieser Gegenstand seinen Geist so erfaßte, sah er den Wert und die Bedeutung einer solchen Aufgabe wohl ein, weshalb ihn Gedanken über dieses Meer und dessen Erforschung nicht verließen. Im Jahre 1871 lernte der Professor dann in Westindien einen Engländer, Mr. Lisle, kennen, welcher als Eigentümer einer Yacht die Welt bereiste, und sich für Professor Auckarswards Ideen interessierte, die Erforschung des Sargasso-Meeres wieder aufzunehmen, sobald sich ihm eine passende Gelegenheit hiezu böte. Professor Auckarsward baute sich eine große Trommel, 8 Fuß lang, und 10 Fuß im Durchmesser weit, inwendig mit Reifen versehen. Der Rahmen dieser Trommel war aus bestem Lebens-Eichenholz gemacht, die Reifen mit mathematischer Genauigkeit gebogen und gespannt. Mitten durch die Länge des Fasses ging eine eiserne Achse, die sich frei in gut geölten Lagern an jeder Seite drehen konnte. In der Mitte dieser Achse war ein Gestell in Steigbügelform befestigt, an welchem das Wassergefäß und ein Korb mit Mundvorräten aufgehängt werden konnten. An der inneren Oberfläche waren immer einen Fuß von einander Kloben befestigt, so daß der Insasse dieses Vehikels wie in einer Tretmühle, während er sich am Steigbügel festhielt, zu arbeiten vermochte und die Trommel dadurch in Bewegung setzte. Als der Forscher seine Maschine ins Wasser gelassen und dann von innen in Bewegung setzte, lief dieselbe bei jedem Schritt vorwärts, während die Vorsprünge der seitwärts überragenden Planken gegen das Wasser stießen. Die Trommel konnte auch ausbalanziert und zum Segeln eingerichtet werden; ihr Tiefgang

betrug nur fünf Zoll; sie konnte zu Lande und zu Wasser benützt werden und ließ sich mit Leichtigkeit steuern, so daß pro Tag 40 engl. Meilen damit zurückgelegt werden konnten. Im Februar 1872 dampften Lisle und Auckarsward in das Sargasso-Meer hinein, am 7. Februar hinderte das Unkraut das weitere Vordringen, weshalb man bei einer Tiefe von ungefähr 40 Meter vor Anker ging und den Dampf abblasen ließ. In der Nähe war der Mast eines versunkenen Schiffes zu sehen; es war eine Barquentine, die „Santa Maria de Toledo", von Carthagena, im Jahre 1817 gebaut. Die Trommel wurde zu einer Tour fertig gemacht und Professor Auckarsward wollte dann seine Reise nach den Sargasso-Bänken antreten, während Lisle 20 Tage mit der Yacht dort warten und jede Nacht mit Raketen signalisieren wollte. Der Forscher war mit einem Kompasse, einem Quadranten, mit Mundvorräten u. dgl. ausgerüstet. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier sein Tagebuch wiedergeben wollte. Nur muß ich sagen, daß er infolge eines plötzlich einbrechenden Unwetters, nachdem er eine beträchtliche Strecke ins Innere vorgedrungen war, den Mut verlor und zu seinem Schiffe zurückkehrte. Er berichtet, daß im Sargasso-Meere sich ein großer Teil Land befinde und daß in den Tangmassen Wracks aller Zeitalter gebettet liegen, die ihre Schätze von Gold, Silber und Juwelen noch verwahren. Es scheint also nicht nur vom Standpunkte der Wissenschaft aus, sondern noch aus vielen anderen Gründen das Gebiet dieses Sargasso-Meeres einer sorgfältigen Erforschung dringend bedürftig und würdig, und ein dafür aufgewendeter Geldbetrag würde wohl reichen Gewinn bringen. Da ich in der Lage bin, die ganzen Berichte des Professors Auckarsward zu verwerten und ohnehin die Absicht habe, eine größere Forschungsreise anzutreten, würde ich bei einiger Unterstützung auch dem Sargasso-Meere gern meine Aufmerksamkeit zuwenden. Vielleicht gelingt es mir, zu diesem Zwecke Beiträge verschiedener gelehrter Gesellschaften, sowie seitens vermögender Gönner dieser Forschungen zu sammeln, um in die Lage zu kommen, mein Vorhaben auszuführen.[1]) Jedenfalls sind die Schwierigkeiten, das Sargasso-Meer zu erforschen, weit geringer, als die, die sich den Polarforschern bieten, sicherlich aber würde eine gelungene Erforschung jener

---

[1]) Alle Leser, die sich für diese Forschungen interessieren oder nähere Aufklärungen wünschen, bitte ich, sich brieflich an mich zu wenden (Prag, II., Taborgasse 44).

Seekrautbänke in jeder Beziehung viel lohnender sein, als eine glückliche Erreichung des Nordpols. Atlantis wird eben nur so lange geleugnet werden, bis so triftige Beweise vorliegen, daß seine Existenz unzweifelhaft geworden ist. Wie stets vorher alle bedeutungsvollen Erfindungen und Entdeckungen, so begegnet auch Atlantis heute noch vielfach ungläubigem Zweifel, aber wenn die darauf bezüglichen Fragen gelöst sein werden, wird unstreitig der menschliche Geist und die wissenschaftliche Forschung damit einen bedeutenden Schritt nach vorwärts getan haben!

Auch die vergleichende Tier- und Pflanzengeographie läßt die Existenz eines vorgeschichtlichen Atlantis-Kontinentes sehr wahrscheinlich erscheinen. Die nicht mehr abzuleugnende Existenz ähnlicher oder gleicher Arten der Tier- und Pflanzenwelt auf Kontinenten, die durch große Meere getrennt sind, bildet den Biologen und Botanikern ein ständiges Problem. Wenn aber zwischen diesen Erdteilen einst eine Verbindung bestand, welche die natürliche Wanderung solcher Tiere und Pflanzen gestattete, so ist das Rätsel gelöst. So findet man die fossilen Überreste des Kamels in Indien, Afrika, Südamerika und Kansas. Es ist aber eine allgemein angenommene Hypothese der Naturforscher, daß jede Tier- und Pflanzenart nur an einer Stelle des Erdballes entstanden sei, von wo aus sie sich allmählich über andere Erdteile ausgebreitet habe. Wie kann aber das Auffinden solcher fossiler Überreste ohne das Vorhandensein von Landverbindungen in weit zurückliegenden Zeitaltern erklärt werden? Neuere Funde in den fossilen Ablagerungen der sogenannten „Bad Lands" von Nebraska beweisen, daß Amerika die Heimat des Pferdes ist. Professor Marsh hat die verschiedenen voraufgehenden Faunen, aus welchen dieses Tier sich entwickelte, nachgewiesen und gezeigt, daß es im Laufe der Zeitalter aus einem Geschöpf, das nicht viel größer als ein Fuchs war, Stufe um Stufe sich bis zu dem echten Edelpferd, wie wir es kennen, ausgewachsen hat. Wie kam nun das wilde Pferd von Amerika nach Europa und Asien, wenn es keine ununterbrochene Landverbindung zwischen diesen beiden Kontinenten gegeben haben soll? In Europa aber scheint das Pferd lange, bevor es von den Menschen als Haustier gezähmt wurde, schon im wilden Zustande gelebt zu haben. Man mag nun vielleicht einwenden, daß Tiere sowohl als Pflanzen von Asien nach Amerika über den Stillen Ozean, d. h. über eine ununterbrochene Landverbindung, die in der heutigen Behringsstraße existiert hat, eingewandert sein mögen. Dieser Einwand ist nicht stichhältig, denn

eine Prüfung der Flora der amerikanischen Pacific-Küste zeigt, daß hier, westlich vom Felsengebirge, sehr viele Bäume und Pflanzen fehlen, welche dagegen die atlantischen Küsten Europas und Amerikas gemeinsam haben. Es scheint alles darauf hinzuweisen, daß die Waldflora Nordamerikas von Osten her ins Land kam, und daß von dieser Flora die Pacific-Küste nur jene Stücke enthält, die den Weg über die große Wasserscheide des Kontinentes, das Felsengebirge der Cordilleren oder um dieselbe herum, aushalten konnten. Einen noch merkwürdigeren Umstand enthüllt der Vergleich der Flora alter und neuer Welt dadurch, daß er uns nicht nur die Verbindung der beiden Erdteile nachweist, auf Grund welcher sich die Pflanzen des einen Kontinentes auch auf dem anderen ausdehnen konnten, sondern er zeigt uns auch einige Pflanzenarten, die durchaus nur mit Nachhilfe von Menschenhand eine solche Auswanderung vorgenommen haben können, und keinesfalls imstande waren, dies ohne eine solche Beihilfe von außen zu tun; hiedurch ist erwiesen, daß auch der Mensch schon existierte, als jene beiden Kontinente oder wenigstens Teile derselben noch mit einander verbunden waren. Otto Kuntze, ein hervorragender deutscher Botaniker, der lange Jahre in den Tropen lebte, stellte durch seine Forschungen fest, daß „in Amerika und Asien die hauptsächlich gezüchteten Tropenpflanzen, die zu ihrem Transport und ihrer Züchtung der Menschenhand bedürfen, ein und derselben Gattung entstammen." Zahllos sind die Beweise dafür, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in welcher zwischen Europa und Amerika eine ununterbrochene, ungehinderte Verbindung auf dem Landwege stattfand, aber ich will mich darauf beschränken, nur noch die Ansichten einiger hervorragender Gelehrter darüber anzuführen, da ich vielleicht in weiteren Artikeln auf diese Beweise näher eingehen werde und auch der Tag nicht mehr fern ist, wo das große Werk eines Wiener Forschers, des Herrn Ingenieurs Hoerbiger erscheinen wird, das unumstößliche geophysikalische Beweise für die Genesis und den Untergang von Atlantis bringen wird. Unger schließt in seinem Werke „Die verschwundene Insel Atlantis", Wien, 1860, aus einer großen Anzahl von amerikanischen Pflanzentypen und der Miozänflora der Schweiz, daß der jetzige Atlantische Ozean früher festes Land war, über welches hin die miozänen Pflanzen verbreitet wurden. Heer hat in seinem Werke „Urwelt der Schweiz" (2. Auflage, Zürich, 1879) diese Hypothese erweitert und in seiner „Flora tertiaria Helvetiae" gibt er den idealen

Umriß der Atlantis, der einen Kontinent darstellt, so breit wie Europa, gerade in dem Teil des Atlantischen Ozeans, welcher jetzt der weiteste und tiefste ist. Herr Regierungsrat und Universitätsprofessor in Graz, Dr. Johann v. Weiß, sagt in seiner Weltgeschichte, die 1890 in Graz und Leipzig erschienen ist, auf S. 80 der Einleitung: „Unsere Erde birgt eine Menge untergegangener Organismen in ihrer Oberfläche, und aus den Funden derselben wird geschlossen, daß das Festland unserer Erde einst den Charakter einer Inselwelt besaß, daß das Rheintal ein großer See, daß der Norden Afrikas eine Halbinsel war, die mit Spanien zusammenhing, daß die kanarischen und azorischen Inseln Reste eines großen Festlandes, der Insel Atlantis sind, über welches Pflanzen Amerikas sich nach Spanien verbreiteten, daß Sizilien damals mit Italien zusammenhing, aber auch das Kaspische Meer mit dem Aralsee, und das Meer im Norden Asiens war da, wo jetzt die Wüste Gobi sich ausdehnt." In demselben Werke heißt es S. 436: „Daß eine große Insel zwischen Europa und Amerika einst bestanden haben muß, zeigen die Pflanzenüberreste in unseren Braunkohlenlagern, Bäume und Sträucher, welche den in Nordamerika lebenden auffallend ähnlich sind, z. B. der Amberbaum, der nordamerikanische Tulpenbaum. Es muß eine Brücke bestanden haben, über welche diese Pflanzen, welche ihr Bildungszentrum fern von Europa, in den südlichen Teilen Nordamerikas haben, in unseren Weltteil kamen. Der Atlantische Ozean muß also durch eine Insel, welche die Sage Atlantis nennt, geteilt worden sein: sie muß im Norden bis Island, im Süden bis über die Azoren sich ausgedehnt und ihr Verschwinden in Europa große Veränderungen hervorgerufen haben. Diese Sage hat seit Solon Dichter und Mathematiker, Philosophen und Geschichtsschreiber viel beschäftigt, und die Literatur über die Atlantisfrage ist sehr reich."

In der Weltgeschichte, die Hans F. Helmholt im Verein mit einer Reihe der angesehensten Gelehrten beim bibliographischen Institut in Leipzig und Wien 1899 hat erscheinen lassen, lesen wir auf S. 181: „Einen weit wissenschaftlicheren Anstrich hat eine andere Hypothese über den Ursprung der Amerikaner erhalten, die fabelhafte Inselwelt des westlichen Ozeans, deren ältestes Zeugnis die sagenumwobene Atlantis des platonischen Timäus ist. Ob ihr irgend eine geschichtliche oder vorgeschichtliche Tatsache zu Grunde gelegen haben mag? Es fehlt nicht an Männern der Wissenschaft, die diese Frage bejahen

und in einer Länderbrücke über den Atlantischen Ozean den Weg sehen möchten, auf dem die ersten Menschen nach dem amerikanischen Kontinent gelangt sind. Besonders glauben angesehene Geologen den Nachweis erbringen zu können, daß der nördliche Teil des Atlantischen Ozeans nicht immer von Wasser bedeckt war; und in Zeiten, als noch die klimatischen Verhältnisse unseres Weltteiles ein wesentlich anderes Bild zeigten als das geschichtliche, meinen sie, daß auf diesem Wege der Mensch aus der Alten in die Neue Welt gelangt sei." Schon an dieser sehr vorsichtigen Ausdrucksweise wird jeder erkennen, daß Helmholts Werk auf dem Boden der exakten modernen Wissenschaft steht.

Auch der Volksstamm der Basken ist mit der Theorie eines vorgeschichtlichen Zusammenhangs zwischen Europa und Amerika in Verbindung zu bringen. Ich stütze mich dabei auf das, was der berühmte Anthropologe Dr. Paul Schellhas in seinem Werke: „An den Grenzen unseres Wissens", 1908 bei Hartleben in Wien erschienen, vorbringt. Die Basken wohnen in den drei nordwestlichen Provinzen Spaniens; ihre Sprache weicht von allen europäischen in auffallender Weise ab; um eine Vorstellung von der Eigentümlichkeit der Baskensprache zu geben, wird es genügen, zu sagen, daß sie in ihrem Bau am meisten den Sprachen der Indianer Nordamerikas ähnlich ist. Daß solche Ähnlichkeiten in der Tat vorhanden sind, hat schon Wilhelm von Humboldt in einer im Jahre 1821 veröffentlichten Schrift über die Urbewohner Spaniens anerkannt, ja er hat diese Vergleichung „in sich treffend und in hohem Grade merkwürdig" genannt, wagte aber nicht, weitere Schlüsse daraus zu ziehen. Aber Karl Vogt, der wohlbekannte Genfer Naturforscher, einer der ersten, der die Theorie von dem amerikanischen Ursprung der Basken zu begründen suchte, hat sich bemüht, auch noch andere als sprachliche Gründe dafür beizubringen, er hat einzelne Übereinstimmungen in körperlichen Eigentümlichkeiten und Gebräuchen betont. Nach dieser Meinung bestand in der geologischen Epoche der Tertiärzeit eine Landverbindung zwischen der Halbinsel Florida und Europa, auf welchem Wege eine Einwanderung amerikanischer Völker in Europa stattgefunden habe. Wir sehen also, daß sich die moderne Wissenschaft im allgemeinen zu der Annahme eines vorgeschichtlichen Atlantis-Kontinentes sehr günstig stellt. Im Zusammenhang mit dieser Frage scheint mir auch das zu stehen, was der berühmte englische Gelehrte und Geograph Sir Clements Markham auf dem XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Stuttgart

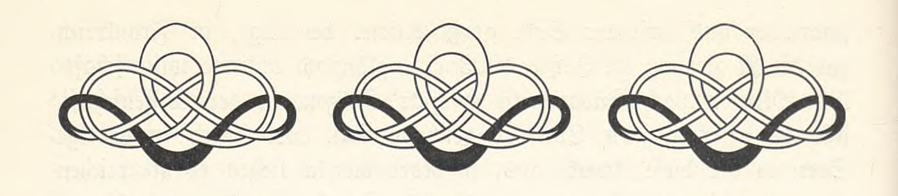
im Jahre 1904 vorbrachte. Nach seiner Meinung fällt das Auftreten des Menschen in Nordamerika noch vor die Zeit, als die Erosionstätigkeit des Niagara-Wasserfalls begann, was vor ungefähr 20.000 Jahren vor unserer Zeitrechnung der Fall war, und reiche in eine Vergangenheit zurück, für die überhaupt ein Zeitmaß schwer vorstellbar sei. Dieselbe Annahme sei auch für gewisse Gebiete Südamerikas berechtigt. Die Erbauer der großartigen Ruinen von Tiahuanaco, die sich im Gebiete der südamerikanischen Republik Bolivia befinden, hätten zu einer Zeit gelebt, wo das Andengebirge noch bei weitem nicht bis zu seiner jetzigen Höhe aus der Tiefe der Erde aufgestiegen war, zu einer Zeit also, die eine erkleckliche Anzahl von Jahrtausenden hinter der unseren liegt. Ich habe die Absicht, falls ich hinreichende Unterstützung finde, eine Forschungsreise zu unternehmen, die der näheren Durchforschung dieser Ruinenstätte gelten soll. Zahlreiche Anhaltspunkte sprechen dafür, daß dabei auch wichtige Aufklärungen über die Atlantisfrage, und damit über die Frage gewonnen werden könnten, ob die amerikanische Menschheit als autochthon zu betrachten ist oder von auswärts auf den amerikanischen Kontinent eingewandert ist, daß aber vor allem für fast alle Zweige der Amerikanistik, d. h. der anthropologischen und archäologischen Durchforschung des amerikanischen Kontinentes außerordentlich bedeutungsvolle Aufschlüsse zu erwarten wären, daß die große Frage, ob die altamerikanische Kultur bodenständig ist oder von anderwärts herkommt, durch eine gründliche Erforschung des Ruinengebietes gelöst werden könnte. Es ist gewiß ein österreichisch-patriotischer Wunsch, es möge durch staatliche und private Unterstützung die Ruinenstätte von Tiahuanaco, eine der ältesten und wertvollsten Ruinenstätten der Welt, zur Erinnerung an das Regierungsjubiläum Seiner Majestät einer österreichischen Durchforschung zugeführt werden. Damit würde endlich auch die Habsburgische Monarchie in die Reihe der Amerika durchforschenden Staaten, als einer der letzten, aber mit dem allerwertvollsten Erfolge für Wissenschaft und Kultur, eintreten, und sich die Dankbarkeit der ganzen gelehrten Welt erwerben, besonders, wenn sich zur weiteren Förderung dieser Forschungen durch hinreichende Unterstützung eine ständige österreichische Station für amerikanische Forschung gründen ließe.

In Deutschland werden für die amerikanistische Forschung von

staatlicher und privater Seite große Mittel bewilligt, in Frankreich hat die Regierung im Jahre 1903 eine glänzend dotierte wissenschaftliche Mission nach Südamerika geschickt, Mäzenaten der Wissenschaft, wie der Herzog von Loubat, zeichnen sich dort durch großartige Spenden für diese Zwecke aus; in Nordamerika lieben es die reichen Leute, durch solche Spenden für ähnliche Zwecke zu glänzen; hoffentlich wird auch in Österreich dafür gesorgt werden, daß Österreichs Wissenschaft nicht bloß aus kleinlichen, pekuniären Rücksichten hinter den anderen Kulturstaaten zurückbleiben muß.

Abgesehen von meinen mehrjährigen gründlichen Studien, die ich zur Vorbereitung für diese Forschungsreise betreibe, und die, wie ich weiß, noch von aller maßgebendster Stelle ihre Würdigung erfahren werden, kann ich mich auch darauf berufen, daß Dr. Manuel Gonzalez de la Rosa, einer der bedeutendsten Meister altperuanischer Forschung, der in Paris ein stilles zurückgezogenes Leben führt und gewiß allem Aufsehenmachen abhold ist, mir versprochen hat, mir die Resultate seiner eigenen langjährigen Forschungen zur Verfügung zu stellen, so daß nach seiner wohl begründeten Ansicht Erfolge zu erzielen wären, die an Wert und weittragender Bedeutung den Ausgrabungen in Ninive, Babylon und Troja mindestens gleichkommen würden; auch Sir Clements Markham, der erwähnte berühmte englische Gelehrte, der eine der Zierden unseres Wiener Amerikanisten-Kongresses war, hat mir erst kürzlich in jeder Beziehung seinen Beistand versprochen.

Sollten sich die Leser dieser Zeitschrift für diese Probleme, die ich auch am 14. September dieses Jahres vor dem XVI. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Wien behandelt habe, näher interessieren, so möchte ich noch auf einen diesbezüglichen Artikel in der Augustnummer der „Rundschau für Geographie und Statistik“, Verlag Hartleben, Wien sowie in der Kaiserl. Wiener Zeitung vom 8. Oktober verweisen, Artikel, die ich jedem gern zur Verfügung stelle.



# Die Entstehung des Kurortes Johannisbad im Riesengebirge.

Von **Joseph Kaspar von Walzel**, Wien.

„Herr Johannes! Herr Johannes!"

Der so Rufende war ein in Lumpen gehüllter Bursche mit rußigem Gesichte und Händen.

„Herr Johannes!" rief er wieder, indem er jetzt die Hände an die Mundwinkel legte.

„Ach! was fange ich an? Er will mich nicht hören!" Dabei schritt er, noch einige Male so rufend, aus dem nächtlich dunklen Walde einer Lichtung zu.

Dort hielt er an, rief noch mehrmals diesen Namen und lauschte, doch nichts regte sich. Er setzte sich ermüdet, schluchzend und wehklagend, den Kopf in beide Hände gestützt, auf einen Baumstumpf. Unter ihm rieselte murmelnd ein Quell hervor, zu Tale eilend, ober ihm knusperte ein Eichhörnchen an einem Tannenzapfen, dessen Schalen träufelnd vom Baume fielen, dazwischen mischte sich der Gesang der Waldsänger, wozu der große Baumspecht, Würmer suchend, den Takt schlug.

Frau Sonne stahl sich neugierig durch die dichten Baumkronen des Waldes hindurch und gerade ins Lockenhaar des schluchzenden Burschen. Nichts vermochte sonst die allgemeine Ruhe zu beeinträchtigen, nur ab und zu vernahm man von der Ferne her die unregelmäßigen Axthiebe eines Köhlers, der just an der Arbeit war.

All dieses mochte dazu beigetragen haben, daß der ermüdete Knabe eingeschlafen war und nun süß schlummerte.

Sein Gesicht verklärte sich des öfteren und Wonne und Behagen, Freude und Lust mochten ihn wohl durchzucken, die ihm das lustige Nomadenvölklein der Träume vorgaukelten. Sein Traum war zuweilen so lebhaft, daß er öfters vom Baumstock zu sinken drohte, doch dann erhob er sich immer wieder und es gelang ihm, sein Haupt in die

Stütze zurückzubringen, um von neuem wieder weiter zu träumen, von Märchenland und Zauberfeen.

Die Sonne hatte inzwischen einen großen Bogen beschrieben, der Gesang der Vöglein, das Knuspern des Eichhörnchens, die Schnäbelhiebe des Spechtes und die Axtschläge des Köhlers in der Ferne waren längst verstummt und über Berg und Tal senkte sich der Schleier der Nacht. In diese hinaus erscholl unaufhörlich der unheimlich heisere Ruf des Uhus und der Eule, dazwischen ertönte der kinderähnliche beängstigende Jammerschrei mehrerer Käuzchen. Ein Wind, der sich jetzt erhoben hatte und nun im Lockenhaar des Knaben spielte, wuchs zum Gewittersturm heran, aber der Knabe schlief weiter und träumte süß von Gnomen, Elfen und Zwergen, von Gold und Edelstein, von Reichtum und von Glück.

Draußen regnete es schon längst in Strömen und durch die dichten Waldkronen fiel jetzt schon hie und da ein größerer Tropfen hindurch. Dabei wurde es ganz dunkel, da ein heftiges Gewitter im Anzuge war. Das Aufleuchten des Blitzes, das langgezogene Donnergeroll mit seinem tausendfältigen Widerhall in den Bergen vermochten den Schläfer nicht zu wecken. Da, mit einemmal krachte es in den Zweigen, ein Rudel gehetzter Hirsche sprengte daher und mit einem Satze war die wilde Jagd über des Knaben Haupt dahin geflogen und mit einem lauten, angstvollen Schrei erwachte er. Vor ihm stand jetzt ein großer alter Mann mit einem langen weißen Barte, gleich einem Pilger angetan mit einer Kutte, und Knotenstock. Erschreckt, ängstlich starrte der Knabe um sich und dann den Alten an, rieb sich den Schlaf völlig aus den Augen und da gewahrte er erst, daß er diesmal nicht geträumt und der Alte wirklich vor ihm stand. Ängstlich wollte er enteilen, doch der Pilger hielt ihn bereits bei der Hand und sprach in mildem Ton zu ihm. „Fürchte dich nicht mein Kind, ich tu' dir nichts. Ich bin ein armer verirrter Pilger, der ein Obdach sucht. Vielleicht kannst du mich führen, wo ich mein müdes Haupt zur Ruhe legen könnte diese Nacht und während dieses schrecklichen Wetters."

Der Knabe, der derartige Wanderer schon vom Vater her kannte, die dieser öfters nach Hause gebracht, als er noch gesund war und im Meiler arbeitete, nahm sich ein Herz und sagte:

„Hier ist weit und breit kein Ort, Herr Vater! Aber falls Ihr Euch begnügen wollt, kann ich Euch mitnehmen zu uns, da findet Ihr wohl Schutz gegen das Wetter, aber kein richtiges Bett, denn wir sind arme

Köhlersleute und der Vater, der seit einem Jahre krank darniederliegt und große Schmerzen leidet, wird Euch des öfteren aus dem Schlafe wecken."

„Ich danke dir, Kleiner, laß gut sein und führe mich, ich bin ja müde und erschöpft vom weiten Wege und werde auch in eurem Schupfen oder Stalle Ruhe finden. Was fehlt denn deinem Vater, Kleiner", erkundigte sich teilnahmsvoll der Alte.

„Er ist beim Holzfällen von einem Baumstamme am Fuße hart getroffen worden und eine böse Wunde, die nie mehr heilen will, verursacht ihm so große Schmerzen, daß er stöhnt und schreit bei Tag und Nacht."

„So, so, und habt ihr es noch nicht versucht, vom Quell des Johannesbrünnleins die Wunde ihm zu waschen? Es soll ja manchmal Wunder wirken, wie man hört, und solche Wunden heilen über Nacht. Hier unten, wie ich weiß, entspringt ein murmelnd Wässerchen, laß uns hingehen und meine Trinkflasche voll von diesem Wasser füllen, vielleicht ist es dieses heilsame Brünnlein gar, von dem ich schon so oft erzählen hörte?" Dabei zog er den Knaben an der Hand mit sich, bis sie an der Quelle standen.

„Siehst du, hier nimm, da hast du meine Feldflasche. Bücke dich, ich selbst bin schon zu schwach und alt, du kannst das besser. So und nun schöpfe, bis sie voll ist, dann laß uns gehen. Zu Hause angelangt, wirst du des Vaters Wunde waschen und sie wird heilen, wenn auch nicht über Nacht, so doch in kurzer Zeit."

Der Knabe tat, wie ihn der Alte geheißen; doch als er die Flasche zum Quell brachte, verspürte er eine wohltuende Wärme durch seine eiskalten Hände und die erstarrten Glieder laufen.

„Herr Vater", rief er, „das Wasser ist ja heiß." Dabei fuhr er rasch wieder mit der Hand zurück, doch die Flasche hatte sich indessen schon gefüllt und verwundert blickte er um sich — der Alte war verschwunden.

„Wo seid Ihr?" Keine Antwort erfolgte und sein: „Wo seid Ihr" hallte weit in den Bergen wider mit einem langgezogenen Echo.

Den Knaben erfaßte Angst und Grauen. Um sich zurecht zu finden, suchte er den Baumstumpf, auf dem er ehedem gesessen. Aber o Wunder, auch er war verschwunden, und zu alldem das Gewitter und der Sturm. Ringsum herrschte Stille und der Vollmond ergoß seinen Silberschein auf die rieselnde Flut, die wie lauteres Gold und Silber in tausendfältiger Edelsteinpracht glitzernd zu Tale eilte.

Dem ängstlich suchenden Knaben war jetzt alles klar.

Johannes, sein Johannes, nach dem er suchend und rufend ausgezogen und der ihm ebenso geheimnisvoll entschwunden, wie er ihm erschienen war, hatte ihn mit dem Heilmittel beschenkt, das des Vaters Wunde heilen sollte.

Er fand bald den Weg und freudig sprang er waldeinwärts, bis er zu Hause anlangte, wo er allen seinen Traum und das Erscheinen und Verschwinden des Pilgers — der niemand anderer als Johannes war — erzählte.

„Und hier, lieber Vater, bringe ich Euch das Wasser, wovon Eure Wunde heilen soll." — — —

Jahre waren seitdem vergangen, der Köhler war längst vollkommen geheilt und jene Quelle wurde zur Erinnerung an die so wundervolle Heilung des Köhlers von nun an die heilende Johannesquelle genannt. Die heilsame Wirkung dieses warmen Brünnleins wurde bald im Lande weit und breit bekannt, das Volk strömte scharenweise herbei, um Heilung zu finden, und so entstand eine neue Ansiedlung, später ein Marktflecken und schließlich der weltbekannte Kur- und Badeort Johannisbad im Riesengebirge.

Der Sage nach könnte man ihn ebensogut Kur- und Badeort Rübezahl nennen, denn jener Johannes, nach dem die warme Quelle, der Marktflecken, der Kurort den Namen führen, war niemand anderer als der Berggeist Rübezahl.

Alle hundert Jahre, wie die Sage geht, und zwar zu Anfang und zu Ende eines jeden Jahrhunderts, erscheint der Berggeist Rübezahl des Riesengebirges wieder, um kurze Zeit im Menschenraum zu weilen. Er hört es gerne, wenn man ihn Johannes ruft, aber seit der Flucht der Prinzessin Emma — die ihm entfloh, während er auf ihren Befehl im Felde die Rüben zählte — nennen ihn die bösen Menschen mit seinem Spottnamen Rübenzähler, Rübezahl. Er hilft und belohnt die Guten und bestraft die Spötter und Rübezahlrufer erbärmlich. Die Menschen werden ihm dann verhaßt und er kehrt wieder enttäuscht zurück in sein Gnomenreich. Daß er aber im allgemeinen doch nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, beweist er dadurch, daß er die seit Jahrhunderten aus den Gold-, Silber- und Edelsteinkammern seines unterirdischen Reiches quellende Therme dem Kurorte Johannisbad nicht vorenthält, sondern nun schon volle neunhundert Jahre zur Oberfläche sprudeln läßt.



# Gedichte.

Übersetzt von **Ella Triebnigg**, Wien.

## Ward ein Bursch erschlagen...

### Ballade aus dem Alföld (Ungarn).

Ward ein Bursch erschlagen
Wegen sechzig Gulden;
Und dann in die Theiß geworfen
Wegen seines Rappens.
Sprach die Theiß: „Den Knaben
Will ich nicht begraben." —
Kam mit seinem Boot ein Fischer
Brachte ihn ans Ufer.
Und es kam die Mutter,
Weckt ihn, doch vergebens:
„Stehe auf mein lieber Junge,
Leben meines Lebens!"
Und es kam der Vater,
Weckt ihn, doch vergebens:
„Komm mein Sohn mit mir nach Hause,
Stütze meines Lebens!"
Kam die Herzgeliebte,
Weckt ihn nicht vergebens:
„Wache auf mein Schatz, mein Süßer,
Glückstrahl meines Lebens!"
‚Laßt du wohl aus Nußholz
Einen Sarg mir machen?'
„Ja aus feinstem Marmelstein
Laß den Sarg ich machen."
‚Willst du vor drei Jungfrauen
Treulich mich beweinen?'
„Vor der ganzen, ganzen Welt auch
Will ich dich beweinen." —

## Alter Mann und junges Weib.

### Ungarische Volksballade.

Kam der alte Mann als Werber
In das Dorf, die Braut zu holen,
Warb für seinen Sohn das Bräutchen,
Nahm sie für sich selber mit nach Hause.

Ging das junge Weibchen plaudern
In die Nachbarschaft ein wenig,
Folgt der alte Mann sogleich ihr,
Schlug sie mit dem Knotenstocke tüchtig.

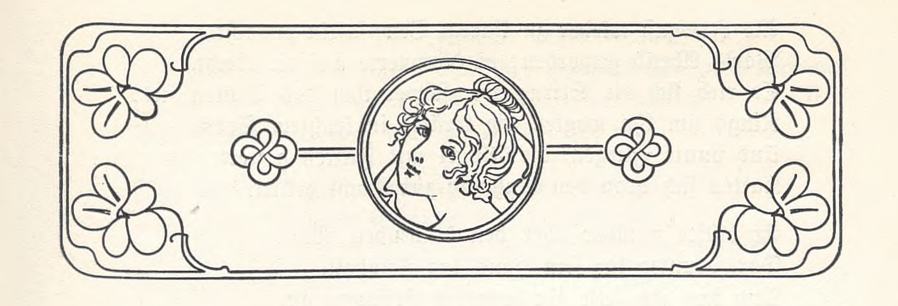
„Hab dich nicht deshalb geheuret,
Daß du plauderst mit den Nachbarn,
Sondern deshalb dich geheuret:
Meine wirren Haare strählen,
Meinen faltigen Nacken zu umhalsen."

Ging der alte Mann zur Maros*)
Kühles, klares Wasser trinken.
„Theiß und Donau, flutet, flutet,
Daß der alte Hund im Fluß ersaufe!"—

„Gott, welch Unheil widerfuhr mir,
Habe meinen Mann rasiert just,
Fuhr die Klinge ihm zur Gurgel,
Weil ich selber es nicht anders wollte!"

„Zwiebel, Zwiebel, rote Zwiebel,
Mache meine Augen weinen,
Daß die bittern Tränen fließen,
Daß ich meinen alten Mann beweine!"

*) Fluß in Ungarn.



# Irtogast.

Von **Dr. Friedrich Ritter v. Kenner.**

(Schluß.)

Da stand er still. Nichts rührte sich drinnen im Hof.
Der perlende Schweiß ihm von der Stirne troff.

Er überlegte: Auf die Art ward nichts erreicht;
Dem Druck widerstand's, doch läßt es sich heben vielleicht.
Er kannte das Tor genau und wußte gar gut,
Wie sich's auf Zapfen dreht und in Lagern ruht.
Dort drunter will er den beschlagenen Speerschaft zwängen,
Ein kräftiger Hub muß oben das Lager zersprengen,
Dann fällt es nach innen. Und kurz entschlossen begann
Er sein Werk.

Da stieg es von innen hinan,
Ruperans Schädel ward sichtbar über dem Tor,
Nun rückt sein Oberkörper behend empor,
Einen schweren Knüttel hält er in der Hand.
Nun faßt er mit den Füßen sicheren Stand,
Und während sich Irtogast müht und da drunten keucht,
Mißt er mit den Blicken die Tiefe, ob er ihn erreicht:
's geht nicht. „Schau auf," ruft er dem Gebückten zu;
Irtogast fährt bei dem Ruf empor, und im Nu
Saust ihm der Knüttel aufs Haupt. Es traf ihn schwer,
Er taumelt zurück. Er hat genug. Und den Speer
Nachschleifend, wankt er wie ein Betrunkener hin,
Und alles tanzt um ihn und flirrt um ihn.

* *
*

Als Irtogast wieder zu klarem Bewußtsein erwacht,
War's Abend geworden; es dämmerte auf die Nacht.
Er rieb sich die Stirn; wie schwer ihm das Denken fiel!
Rings um ihn wogten die Gräser in leichtem Spiel,
Und bunte Fliegen, die Flügel mit Flecken geziert,
Hatten sich dran den Ruhplatz zur Nacht gekürt.

Er blickte hinüber über den blühenden Wall.
Dort drunten lag sein Haus, lag Irtohall.
Nun kam ihn leise ein dumpfes Erinnern an,
Wobei es in seinem Haupte zu hämmern begann.
Da legte er sich zurück ins Gräsergewühl
Und schaute lang auf zum Himmel versonnen und still.
Ein leises Zwielicht den ganzen Dunstkreis umschließt,
Daß der Abend fast in den Morgen hinüberfließt,
Und das kurze Stück der Nacht, so hell und so licht,
Kaum den leuchtenden Glanz des Tages unterbricht.

Die Mondsichel, die dort im Abend niederschwebt,
Wird goldener nun, und heimlich, ganz heimlich lebt
Ein Stern nach dem andern im tiefdunklen Blau
Des Himmels auf und vollführt ein freundlich Geschau.

Und Stimmen kommen von fern durch die Nacht gegangen.
Die drüber hinstreichende Luft hält den Laut gefangen
Und bringt ihn mit sich. Auch Waffengeklirr bringt sie mit.
Dann wieder ist's stille. Nun klingt es wie harter Tritt
Von mehreren Männern über knirschend Gestein.
Und stärker wächst an der Mondsichel spielender Schein.
Er haucht in die Gegend ein unstet flirrendes Leben.
Ist's nah'? Ist es fern? Wer vermöchte es anzugeben.
Und die Stille, sie hilft ihm. Sie täuscht das Ohr, er den Blick.
Was ist's mit den Männern? Wandern sie wieder zurück?
Dämpft ihre Schritte der weiche Wiesengrund,
Schreiten sie beide nun mit schweigendem Mund?

Und doch, wie wohl und wie weh' ihm die Stille tut:
Es legt sich sein Schmerz, es kühlt sich sein Blut,
Dagegen ist nun sein Bewußtsein erwacht,
Der Tag ist verloren, dann aber nach dieser Nacht,
Das Gaugericht, das man dort oben wider ihn hält,
Und er hat kein Haus, ist schutzlos auf offenem Feld;
Und viele, viele werden wider ihn ringen.
Ist morgen ein Tag, was wird dieser Tag ihm bringen?

Wird er die beiden aus Irtohall jagen können?
Wie gern er's vermöchte! Doch des Hungers peinigend Brennen
Ist wie ein Raubtier, das ihm das Innere zerfrißt,
Das Denken verwehrt, und wie er todmüde ist!

Nun horcht er auf. Zwei Männer im Fahrtgeleis
Dort oben, sie gehen selbander und sprechen leis.
Und ein Ruch kommt daher, der ihn mit Wahnwitz bedroht,
Mit Waldduft vermischt — ah! — frischgebackenes Brot.
Da hebt er sich auf. Es klirrt das Eisen am Speer,
Die Männer stehen und beide langen zur Wehr,
Wie er herankommt. Nun macht er vor ihnen halt.
Das Mondlicht umspielt ihn und läßt seine hag're Gestalt
Noch größer erscheinen. Nun spricht der eine ihn an:
„Wer bist du? Woher? Hast hier ein' Rast getan?"
Der andre drauf: „Wir gehen ins Gaugericht.
Ist dies auch dein Weg?"

Doch Irtogast regt sich nicht.
Und der erste wieder: „Wer bist du, daß du den Leuten
Dich stellst in den Weg, ohne zu reden, ohne zu deuten?!
Geh' mit uns oder tritt aus dem Wege zur Seit'!"

Da seufzte Irtogast auf: „Ihr kommet von weit,
Von draußen herein, aus des Gaulands Grenzbereich,
Und traget — ich riech' es — reichliche Zehrung bei euch."
„Wohl, wohl," meint der andre drauf, „so wie sich's gehört.
Ein jeder nimmt's mit, der auf zum Gaugericht fährt."

„So teilet mit mir," klang's heiser aus Irtogasts Kehle.
Die Männer aber, als folgten sie einem Befehle,
Langten zum Sacke, der eine gab ihm ein Brot,
Der andre ihm ein Stück Käse entgegenbot.
Er aber griff zu, als könnt' ihm's entrissen werden,
Und schon war er weg, als hätt' ihn verschluckt die Erden.

Die beiden Männer sahen sich fragend an.
„Wer es wohl war," meint der eine dann;
„Ein Irrwisch?!"

„Nein," sagt der andre, doch rann ihm das Grauen
Leise hernieder. „Doch konnten wir besser schauen.
Denn überdenk ich's genau, so scheint es mir fast
Und ziemt mich: Der Gaufeind war's, es war Irtogast."

Nun schüttelt's den ersten vor Grauen in sich hinein —
Und schneller schritten sie hin im Mondenschein.

Doch Irtogast lag im Grase bei seiner Wehr.
Hoch schwankten die Blütengräser um ihn her,
Noch sah er die Mondsichel hinter die Berge steigen,
Um ihn rauscht's empor — der Heuschrecken feines Geigen —
Und hoch von oben nicken die Sterne ihm zu.
Kein Wunsch mehr, kein Sehnen, nur traumlose, schwere Ruh'.

* *
*

Knecht Muglo schritt, als das Dämmern begann,
Noch immer den Waldbach fischend hinan.
Er hatte den Tag ganz wohl verbracht,
In einer Triste geschlafen, und war erwacht
Als der Abend breit seine Schatten dehnt,
War hervorgekrochen und hatte gegähnt.
Dies weckte ihn nun erst völlig auf,
Befriedigt blinzt er zum Himmel hinauf.
Dann stand er auf und schlendert' gemach
Die Wiese hinüber — dort rauschte der Bach.
Heut' war er schon kleiner, doch noch nicht ganz klar,
Gerade wie's recht für das Fischen war.
So stieg er hinein, langt mit kundiger Hand
Ins Wurzelwerk an dem Uferrand,
Wo lustig die Wasser vorüberschnellen, —
Schön langsam — dort stehen gern die Forellen. —

Gar manche bracht' er auf die Weise herauf.
Die fädelt er an einer Gerte auf,
Bei den Kiemen hinein, beim Maul heraus.
Der zappelnde Bund nahm sich eigens aus,
Der an der Gerte hinter ihm glitt
Übers Wasser. Doch er war zufrieden damit.

Im Rauschen des Bachs, vertieft in den Fang,
Schritt immer er aufwärts im Wasser entlang.
Da staunte er. Schau! Dort mitten im Tumpf
Eine Hand, ein Arm, eines Menschen Rumpf.
Und die Hand, die deutete, wie es ihm schien,
Von der Strömung bewegt, zeitweise auf ihn.
Neugierig, behutsam kam er heran,
Und endlich faßt er die Finger an:

Kalt und beweglich! Sie ließen sich drücken.
Ein Toter war's, er lag auf dem Rücken,
Das Haupt zwischen Steine hineingeklemmt.
Und Muglo müht sich und Muglo stemmt
Das Geschiebe weg. Wohl brauchte es Zeit,
Doch endlich war der Körper befreit.
Da zog er ihn aus dem Wasserlauf,
Wo es schon dunkelt zur Wiese hinauf.
Am Waldrand war es. Mit ernstem Schweigen
Die Fichtenäste sich niederneigen,
Dort setzt er ihn ab, er lehnt ihn an
An einen Baum und kauert sich dann
Ihm gegenüber im Zwielichtsschein
Und starrt' ihm lange ins Antlitz hinein.

Grundtiefen Ernst in seinem Gesicht,
Saß der Tor vor dem Toten und rührte sich nicht.
Doch in seinen Augen war deutlich zu lesen:
Du dort bist Werin, der Reiche, gewesen,
Und bist es noch immer, wenn du auch schweigst
Und dein blutiges Haupt auf die Seite neigst,
Als wärest du müde und sehnst dich nach Ruh'.
Laß gut sein: die droben warten dir zu,
Drum bleibe nur immer und eile dich nicht;
Denn erst wenn du kommst, beginnt das Gericht,
Und ohne Gericht gibt es keinen Schmaus.
Drum bleibe nur immer und ruhe dich aus.
Ein gutes Stück Nacht ging so vorüber.
Noch immer saßen sie sich gegenüber,
Wachsbleich der Tote und Muglo still,
Im Herzen sein einfältig, töricht Gefühl.
Nun kam ihn ein schweres Sorgen an,
Und er trat an den Leichnam leise heran.
„Steh' auf," sprach er, „Tag wird's und es wird Zeit,
Steil geht's bergan und der Weg ist weit.
Die Leute sind hungrig — der Schmaus ist bereit.
Komm' auf! Ich helfe dir! Denn es ist Zeit!"

Der Tote aber so stille blieb,
Daß es Muglo zur hellen Verzweiflung trieb.
Da faßt er ihn an bei den Armen und schlang sie quer
Sich über seine nervigen Schultern her
Und langsam — schrittweise schwankte er dann,
Die furchtbare Last auf dem Rücken, den Forst hinan.

Der Osten schwimmt in dunklen Gluten.
Tief drunten im Tale die Nebel fluten
Und wogen auf wie ein brandendes Meer.
Sie schlingen sich um die Vorberge her,
Die Inseln gleich aus dem Brauen ragen.
Zu Zeiten wird ein Schleier vertragen,
Der zieht dann über die Höhen hin.
Grau, silbergrau leuchtet alles durch ihn;
Wald, Wiese, Gehöft schaut aus seinem Gewand
So seltsam hervor, so weltunbekannt.

Doch heller rückt's auf dort hinter den Höh'n,
Der Morgen regt sich, der Tag will ersteh'n,
Ein schwerer Tag, ein wichtiger Tag.
Schon rührt es sich aufwärts über den Schlag.
Die Gaumannen kommen zur Richtstatt herauf.
Einzeln, paarweise tauchen sie auf
Aus den Nebeln hervor, auf vielfachen Steigen,
In leisem Reden, in tiefem Schweigen.
Und auf der Höh', wo die Eiche steht,
Dort sammelt sich's an, und ein Grüßen geht
Ringsum; es ist ein wortloses Nicken,
Ein freundschaftlich leichtes Händedrücken.

Der Kessel hängt ober dem Feuer und zischt,
Und Eigel schürt es, er rührt und mischt
Ein tüchtig Gebräu mit erfahrener Kunst.
Er probt den Geschmack und prüft den Dunst.

Die Freibauern aber zusammenstehen.
's gibt manch ein freudig' Wiedersehen,
Denn allsamt sind sie einander bekannt.
Dort Herse; dem ist vorjahrs der Hof verbrannt,
Gar mühselig ist es ihm dann gegangen,
Als er den Bau wieder angefangen.
Kein gar nicht sah er sich dabei hinaus.
Da half ihm der alte Erkenbrecht aus
Mit Zugdienst und ließ seine Werkleute frohnen.
Nun ist es beisammen, fast besser zum Wohnen,
Und zur Wirtschaft ist es schon völlig fein.
Doch Anze stellt' ihm noch das Vieh hinein,
Und gab ihm Verlaub, daß er sich behält,
Was davon die nächsten drei Jahre fällt.

Nun dankt er nochmals, so schön er nur kann
Und feucht schimmert's ihm in die Augen hinan.

Und der dort heißt Schmieler und wo er sich zeigt,
Ein heiteres Lachen zum Himmel steigt.
Er ist der lustigste Mann im Gau
Und hat so ein blitzblau, spaßig Geschau,
Daß, wenn er auch gar nichts deutet und sagt,
Es trotzdem den andern wie köstlicher Spaß behagt.

Und Schmieler tritt nun heran und spricht:
„Wißt ihr, ich sehe den Werin nicht.“
Sie lachten und Schmieler blickte verschmitzt,
Während ihm Spaß um Spaß aus den Augen blitzt.
„Schaut,“ sprach er, „dort kommt gar ein Weib herauf.“
Und wieder schallt das Gelächter auf.

Doch hatte er recht. Fein zierlich gekämmt,
Das Kleid mit purpurnen Streifen verbrämt,
Mit allerhand blitzendem Schmuck behangen,
Am Arme schwere goldene Spangen,
Kam Sigiza herauf in gemessener Ruh',
Geradenwegs auf die Mannen zu.
Ein jeder grüßt' sie, doch scheu und verlegen.
Sie nahm die Grüße gleichgültig entgegen,
Und sah sich suchend um im Kreise.
Ein Flüstern erhob sich, erst war es leise,
Dann ward es lauter, ein Stimmengewirr.
Was will sie denn, was sucht sie hier.
Sie tat, als ginge sie dies nichts an.
Da trat Erkenbrecht, der alte, heran:
„Sigiza,“ sprach er, „'s ist heute Gericht.“

Sie schaute ihn an mit stolzem Gesicht:
„Das weiß ich! Ich mußte es oft genug hören.
Ich will euch nicht hindern und werd' euch nicht stören.
Denkt immer nur nach, wenn's euch Freude macht.
So gut, wie ihr urteilt, träum' ich in der Nacht.
Warum ich herkam? Werins wegen.
Mit dem hab' ich offene Zwiesprach' zu pflegen,
Zwiesprach', was Recht und was Unrecht ist;
So laut, daß ihr alle es hören müßt,
Denn keiner von euch, den Männern im Gau,
Traut sich's zu sagen. So sag' ich es, die Frau!“

Und lauter murrt es und stärker grollt's.
Sie aber wandte gelassen und stolz
Den zürnenden Männern den schönen Rücken.
Da stand Eigel vor ihr und beide blicken
Sich Aug' in Auge feindselig, erbittert.
Und dem ruhigen Eigel die Stimme zittert,
Als er nun sprach: „Kommst her zu schmähen,
Geh' heim! Tu' deine Kunkel drehen.
Wir mühen uns um das Rechte gar hart,
Leicht drüber hin ist Weiberart.
Mutig im Schelten, feig in der Tat,
Dein Schmähwort geht denn als Weiberrat."

Heiß stieg ihr die Glut wie ein Flammenkuß
Ins Antlitz empor. Mit kurzem Entschluß
Wendet sie sich nach den Mannen herum.
Da erstarb in der Menge das Stimmengesumm.

„Feig in der Tat," ruft sie ihnen zu,
„Dann hört mich erst und dann prüft, was ich tu'.
Und wenn meine Tat nicht dem Worte vergilt,
Dann dürft ihr mich schelten, wie der da schilt.
Irtogast" . . .

Ein neues Gesumm ward wach,
Als sie den verhaßten Namen sprach. —

„Schweigt ihr! Noch ist er frei und rein.
In meinem Aug' wird er's immer sein.
Und was ändert's daran, wenn ihr ihn verdammt.
Rein ist der Gaugerichtsmänner Amt,
Und solcherart muß auch sein ihr Spruch.
Doch ihr seid Hausfriedensbrecher! Hausfriedensbruch
Habt ihr zu Irtohall vollbracht.
Ein Mann ruht in der Erde Todesnacht,
Getötet durch euch. Ein andrer zieht
Heimatlos, ruhelos, bis zum Tode müd',
Umher in der Welt und zu Grunde gerichtet.
Recht habt ihr! Noch lebt er; drum sei er vernichtet!
Denn sein ganzes armselig', elendes Sein
Muß euch Zeit eures Lebens sein eine Pein.
Drum ist auch der Spruch, den ihr wider ihn hegt,
Ein Verbrechen, das ihr zu den anderen legt.

Doch ich klage Werin, den Reichen, an!
Er führte euch an, er ging euch voran.
Und Werin mag alle die andern nennen,
Die mit ihm waren, solltet ihr sie nicht kennen.
Den Reichen, Großen, vor dem ihr euch duckt,
Des anmaßend' Wesen ihr niederschluckt;
Den ladet mir vor, wenn ihr Männer seid,
Und meßt ihm das Recht nach Gerechtigkeit.
Bis dahin weigr' ich dem Spruch des Gerichts
Den Gehorsam, denn er gilt mir für nichts.
Und Irtogast, mag er ins Aurach kehren,
Soll ihm mein ganzes Besitztum gehören
Als Freistatt, als Heimat in seiner Flucht.
Und weh' dem! der ihn zu kränken sucht."

So sprach sie feierlich-ernst und entschlossen.
Die Männer standen und starrten mit großen
Verwunderten Blicken, wie sie um die Hand
Den schweren bebänderten Zopf sich wand
Und ihn, nachdem sie zum Himmel geblickt,
Wider den wogenden Busen drückt.
Das ist der Schwur, der bei Frauen gilt.
Und ein jeder heimlich zum andern schielt;
Die möchten ihr zürnen, die hören sie an mit Ruh',
Die zweifeln noch, die neigen sich offen ihr zu.

Da drängte sich Schmieler, der lust'ge Gesell,
Aus den Mannen hervor! Wie glänzten ihm hell
Seine blitzblauen Augen, als er nun rief:
„Freibauern, Nachbarn! das Ding geht schief!

Ein Weib ist's, ein prächt'ges und gut behaust,
Das unserm Rechte den Männerbart zaust.
Ein Weib ist's und schwört, wie die Weiber schwören;
Warum? — Der Gaufeind soll ihr gehören,
Dem sie sich versprochen, um den sie bangt,
Und verlangt, wie ein Weib nach dem Manne verlangt.

Und bis Werin kommt, woll'n wir eins springen,
Den Brautlauf halten und Brautlieder singen.
Dies ist für die Weiber — fragt wo oder wann —
Das schönste Gericht, und ich fange an."

Und mit einem Satz, wie ein junges Fohlen,
Sprang er in die Luft, klatscht' sich auf die Sohlen,
Schlug er die Schenkel und jauchzte dazu
Und tanzte so auf Sigiza zu.
Die wich ihm aus, wie er näher kam.
Tödlich Erbleichen und brennende Scham
Wechseln auf ihrem schönen Gesicht,
Mit den Augen sucht sie nach Hilfe. Da durchbricht
Sich der Ring der Männer, die um sie im Kreis
Neugierig gestanden und geschmunzelt leis,
Und zugleich bekam der lustige Schmieler einen Stoß,
Daß er wie ein Bolz in die hinterste Reihe schoß.

Eigel war's, der hier Ordnung geschafft.
Hinter ihm Muglo, von allen begafft,
Blaurot im Gesicht, mit knirschenden Zähnen,
Gleich Stricken traten am Hals ihm die Sehnen
Vor Anstrengung heraus, er schwankt und taumelt,
Während ein Leichnam auf seinem Rücken baumelt.

Das blutige Haupt schwankt müde und schwer,
Die Füße schleifen am Boden her,
Denn der Tote war von großer Gestalt.
Mitten im Kreise macht Muglo halt
Und läßt seine Last zur Erde gleiten:
Da drängen sie her, wie die Krähen, die streiten;
Im Augenblick war der Tote umringt,
Und hundertfach sein Name erklingt:
„Werin, der Reiche!"

Sie glauben es kaum,
Sie heben ihn auf und zum Eichenbaum
Dort tragen sie ihn allsamt hinüber,
Betasten ihn und breiten ein Linnen drüber.
Keine Speerwunde trägt er, kein Schwerthieb verziert
Den Leichnam — mit Schlamm ist die Kleidung beschmiert;
Die Füße zerbrochen, die Arme geknickt,
Der Brustkorb von mächtiger Last zerdrückt,
Und Hautrisse von scharfem Gestein zerrollt.

Da hatte sich Eigel den törichten Knecht geholt:
„Wo hast du ihn her?"

Und Muglo ruft
Und wehrt sich die Frager und schnappt nach Luft:

„Gefunden hab' ich — er ist im Bach gelegen.
Ich hab' ihn gebracht des Gerichtes wegen.
Gerichtstag ist heut' und Gerichtsmahl ist dann,
Und ohne den Werin fangt ihr nicht an.
Drum bracht ich ihn her. — Ei! sonst hätt' er vergessen!
Doch will ich nun essen — essen — essen."

Da tauchten sie Muglo zur Seite; und stumm
Standen sie lang' um den Toten herum.

Der Kläger, der anrief zum Spruch das Gericht,
Wie lag er nun still und rührte sich nicht.
Und allum war's licht in den blauen Höh'n.
Der Sonnenschein ließ blitzende Lichter geh'n
Durchs Laubwerk hindurch. Lichtsommerlich webt
Sich der Duft ins Gebirge, klar, prächtig strebt
Es hinan zum goldblauen Himmel hinein,
Und drunten auf dem See zaubert der Sonnenschein,
Rührt der Schönwetterwind aus dem untern Gau
Ein Leuchten an, tiefsatt und dunkelblau.

Noch immer standen sie still und versonnen.
Da hat der alte Erkenbrecht begonnen:
„Was geschieht, ihr Mannen — sagt nun, was geschieht?"
Alles jedoch blickt nach Eigel, dem Schmied.
Und Eigel streicht sich den aschblonden Bart:
„Was ihr tun sollt, ihr Mannen; denkt ihr so hart?
Tut was ihr wollt; doch erst schaut um euch
Und dann in dies Antlitz — 's ist still und bleich.
Dann fragt euch: Was hat unser Schaffen für Wert?
Was ich tun soll, weiß ich, des Toten Pferd
Steht drunten bei mir; es ward mir gebracht
Am Morgen vor der gestrigen Nacht.
Das schick' ich ihm her; denn es ist sein Eigen,
Das mag er mit eurer Hilfe besteigen
Und heimwärts nach seinem Hofe zieh'n.
Dort helft ihm herab und begrabet ihn.
Doch habt ihr noch weiters zu richten ein Verlangen,
Dann tut's ohne mich: Mir ist der Mut vergangen."

Damit holt er sich Muglo, dem war's wohl zuwider,
Aus der Mannen Reih' und schritt den Waldschlag nieder.

* *
*

Durch die Stämme des Waldes schimmert ein Frauenkleid.
Hell leuchtet's hervor aus dem Dunkel von Zeit zu Zeit.
Eigel blieb steh'n, als hätte er Lust
Frei umzukehren, und doch zog's ihn unbewußt
Ihr nach, an der all sein Denken hing.
Nun sah er, wie sie geradezu auf die Schmiede ging.
Nicht aufschauen mocht' er. Er band das Roß,
Das auf der Wiese graste, vom Pflocke los
Und gab es Muglo. Und als er sich davon getrollt,
Stand Eigel noch immer, als ob er ein Rätsel lösen sollt'.

„Du lieber Eigel," rief es, wie es ihm schien.
Da konnt' er nicht anders — er ging zur Schmiede hin.
Was er zu sehen gewähnt, stand nun vor ihm,
Doch anders, als er's gemeint. Nicht Zorn und Grimm,
Nein, demütig bittend, zerknirscht und tränenfeucht,
Und zaghaft die Hand, die sie ihm entgegenreicht.
Das war ihm denn noch unlieber, als wenn sie hätt',
So wie sie's vermochte, recht tüchtig geschmäht.

Wortlos die beiden. Des Schweigens schwerer Bann,
Sich drückend auf ihre Herzen zu legen begann.

„Und es ist dein Ernst, Sigiza? Dein Herzensverlangen?"
Zwei schwere Tropfen, die ihr in den Augen gehangen,
Lösten sich los und rollten rund und schwer
Ihr über die hochaufglühenden Wangen her.

„Und kommst zu mir," fuhr Eigel gepeinigt fort,
„Daß ich dir helfen soll? So sage doch ein Wort!"

„Was soll ich sagen" — und nun lächelt sie fast —
„Da du doch alles allein erraten hast,
Du guter Eigel!"

Er beugt sich herab
Auf ihre Hand, die gebräunte, die sie ihm gab.
Er preßt sie an seine Stirn: „Hast recht, hast recht!
's ist niemand auf Erden, dem lieber ich helfen möcht'."

Da löste sie nach sanftem Drucke die Hand
Aus der seinen und langsam, schon zum Gehen gewandt,
Sprach sie zurück: „Wann glaubst du, wann kann's sein?
Vor Abend noch? Und ihr kehret im Aurach ein?"

Er aber tat als hätte er nichts gehört,
Er stand an der Esse, den Rücken ihr zugekehrt.
Sie wartete noch. Weil er aber immerzu schwieg,
Ging sie ihres Wegs; doch da sie nun niederstieg,
Da blickt er ihr nach, solang ihres Kleides Schimmern
Er sehen konnte. Ein seltsames Flimmern
War in seinen Augen. Er fuhr auch drüber hin.
Das feuchte, weibische Ding, das ärgerte ihn.

Dann zog er aus seiner Truhe, die unter der Esse stand,
Einen ärmellosen Lodenrock, nahm den Stock zur Hand,
Der mit ihm so manche schwere Fahrt schon getan,
Und stieg Schritt vor Schritt den Pfad zum Walde hinan.

* * *

Im See ist's geruhig. Ein dunkler grünlicher Schein
Zittert undeutlich bis in den Grund herein.
Versinterte Pfähle und Stämme ragen dort auf,
Felsgestein türmt sich in Schluchten hinauf,
Großmäulig, flimmernden Blickes, stumm und dumm
Stehen die großen Fische herum.
Und alle umdrängen ein Felsenriff.
Steil geht's dort ab in die Tiefen, und tief
In der Schlucht, wo die dunkelsten Wasser wogen,
Dort sitzt er, in sich zusammengebogen,
Auf seinem Steinsitz; dort sitzt er und denkt,
Wo kein Licht ihn stört und ihn abseits lenkt,
Und hält sich am ruppig verworrenen Haar,
Rüttelt sich manchmal und schüttelt sich gar
Und ist wieder ruhig. — Und all das zerstreute Licht,
Das sich Bahn bis in diese Tiefen bricht,
Sammelt sich auf seines Rückens glänzender Haut,
Daß es herauf wie grünlicher Edelstein taut.

Die Fische aber können ihn nicht versteh'n
Und begreifen. Was ist mit ihm denn gescheh'n,
Daß er nicht aufschauen mag? Und schwimmt
Einer an ihn heran, so tut er ergrimmt,
Ballt seine Flossenhände zur mächtigen Faust,
Macht einen Wirbel damit, daß es nur braust
Und wegreißt alles, was freundlich herangeschwommen.
Was mag ihm nur sein? Was hat ihm den Gleichmut genommen?

Er aber denkt: Was hat ein Mensch dieser Welt
Zu tun, wenn er vor die Wahl wird gestellt,
Auf Gottes Befehl ein Schimmelfohlen zu geben,
An dessen Schweifhaar eines andern Leben
Gesponnen ist, den er nach Menschenart muß verehren,
Oder aber hat er das Fohlen zu verwehren
Und den Groll zu tragen, zu seiner ewigen Qual,
Den Groll des Gottes, der ihm das Opfer befahl.
Nicht was einer wählt und was ihm just lieber ist.
Nein, was er muß, so wie das Wasser fließt,
Stets tief und tiefer, dem tiefsten Punkte zu,
Dort sammelt sich's an und träumt sich in Ruh'.
Was hat er in diesem Falle zu tun und zu lassen?

Der Groll des Gottes — er ist das schwerste Hassen,
Das Dunkel der Nacht, wenn sie die Welt erfüllt,
Er ist Sturmes Macht, der in den Bergen brüllt,
Er ist das Höchste! — Wie konnte Irtogast wagen,
Dem Gotte zu trotzen, das Fohlen ihm zu versagen?
Doch er hat's getan! Was gab ihm dazu die Kraft?
Was wär' noch größer, daß es das Größte straft?
Und er beugt sich zusammen, daß sich sein Rücken krümmt.
Neugierig der Fische Schwarm ober dem Felsen schwimmt,
Und er mochte der Flossen behutsam Rühren,
So sachte es war, auf seinem Körper verspüren.
Da sah er auf, und sein grünlich funkelnder Blick
Jagte den ganzen Schwarm in die Höhe zurück.
Der Groll ist das Höchste und Unrecht hat er getan,
Sprach er vor sich und war stolz — bis er wieder zu sinnen begann.

Der Nachmittag glutet in heißem Sonnenbrand.
Schwarz liegen die Schatten am Waldesrand,
Auf den Wiesen. Kein Lufthauch rührt sich mehr;
Licht kommen die Wolken am lichten Himmel daher,
Und glatt ist der See. Nur draußen ein Streifen zieht,
Ein hellblauer Streif da draußen. Sonst aber sieht
Er sich wie ein graublauer Spiegel an,
Und die Farben des drübern Ufers schimmern heran,
Sie leuchten auf ihn, und die Berge, duftumwoben,
Tragen hochsommerlich still die ernsten Häupter erhoben.
Wie müder Schlummer liegt's auf dem Land,
Der die Glieder löst und den Willen bannt.

Am Waldsaum steht dort, vom Gebüsch umreiht,
Eine mächtige Fichte. Sie reckt sich breit
Mit nickenden Ästen weit übers Buschwerk weg,
Und bildet so ein schützend Versteck,
In dem sich das Auge trotz Sonne und Tag,
Nur mühsam zurechtzufinden vermag.

Und vor dieser dichten Wirrnis stand
Eigel, der Schmied. Er lauschte gespannt:
Was war dies? Was kam für ein Laut daraus her?
So atmet ein Schlafender ruhig und schwer!
Und was hing von dort in die Welt herein,
Von dem Ast dort? Das war eines Menschen Bein,
Mannshoch überm Boden. Und dort auf dem Ast,
Den Stamm mit beiden Armen umfaßt,
Saß Irtogast angedrückt und schlief
Den Schlaf der Ermattung, bleiern und tief.

Das ließ sich, verstand sich einer aufs Späh'n,
Teilweise erraten, teilweise seh'n.

Noch immer stand Eigel in tiefem Sinnen.
Dann aber begann er ein löblich Beginnen.
Er schlich in die Stauden, auf allen Vieren,
Ganz leise und sacht, kein Blatt tät sich rühren.
Am Stamme lehnte, im Buschwerke mitten,
Des Schlafenden Speer, der war seiner Hand entglitten.
Eigel nahm ihn an sich — dann stand er auf
Und langt nach dem baumelnden Bein hinauf,
Mit einem Griff, wie sonst nur die eiserne Zange packt.
Es ist auch, als hätte der Fußknöchel etwas geknackt.
Da begann sich's auch schon zu rühren, mit Zug und Stoß,
Doch Eigel hielt eisern fest und ließ nicht los,
Ja, und nun hing er sich gar mit all seiner Kraft daran.
Da hat's da droben einen leisen Wehschrei getan.
Dann war der Widerstand mit einmal geschwunden,
Ein Gleiten, ein Sturz, und Irtogast lag am Boden unten.

Auffahren wollt' er. Doch das Licht war ihm weh' und zuwider;
Der Schlaf hielt noch fest und lähmte ihm alle Glieder.
So setzt' er sich mühsam und blinzt an Eigel hinan,
Und sagt mit hölzerner Zunge: „Hat wehe getan!
Gib mir meinen Speer zurück!“

Doch Eigel stieß
Ihm den Fuß in die Seite, indem er sich hören ließ:
„Eulenvolk schläft bei Tag, und Dummheit verschläft ihr Glück!“
„Dumm du selber,“ gibt der am Boden zurück.

„Nur aufstehen erst und erst in die Sonne heraus!“
Da kroch Irtogast langsam durch das Gestrüpp hinaus.

Jetzt stand er draußen, und als er im Sonnenschein war,
überkam ihn plötzlich das Gefühl für seiner Lage Gefahr:
„Gib her meinen Speer,“ schrie wild er Eigel zu.
Doch der, in seiner unerschütterlichen Ruh',
Meinte gleichmütig: „Jetzt sorgst du um Leben und Not,
Und hast geschlafen! Wär's mir um deinen Tod,
Nun möchtest du nicht mehr schrei'n und lägest in stiller Ruh',
Und schliefest Tag und Nächte und schliefest immerzu.
Doch Sigiza verlangt dich zu seh'n, dich weltvergessenen Toren.
Sie bietet das Aurach dir an, sie hat es beschworen,
Sie will mit dir sein gegen alle und jeden,
Die wider dich sind, gen alle, die dich befehden,
Als dein Freund und dein Eheweib — sieht es mich an.
Sie hieß mich dich bringen. Drum immer voran!“

Und er hob den Speerschaft, wie um den Weg zu weisen.
Unsanft fuhr des Beschläges kaltes Eisen
Dem zaudernden Irtogast in die Kniekehlen hinein.

Das half ihm vom Fleck und so schritten sie hin zu zwei'n.
Doch wie sie gingen, tönt aus dem Walde ein Schall,
Und auf dem Wege, der vorüberführt oberhalb Irtohall,
Kam es herab. Voran ging Muglo und führte im Schritt
Die Halbstute, auf der Werin nun heimwärts ritt.
Sie hatten ihn festgebunden, doch beiderseit
Gab einer aus seiner Freundschaft ihm das Geleit
Und stützte ihn sorglich, daß er nicht überfiel.
Hinterdrein kamen die andern, trotzig und still.
Eine kleine Schar, mit düsteren ernsten Mienen,
Wie Murmeln von Totengebeten lag's über ihnen.
So kam es heran.

Am Wegrain standen die beiden,
Eigel und Irtogast; sie harrten bescheiden
Des Toten, um ihn zu grüßen mit stillem Gruß,
Denn Ehrfurcht gebührt dem Weg, den ein Toter gehen muß.

Und immer näher. Nun mochte ihn Irtogast erkennen,
Denn heiße Erregung ließ dunkel sein Antlitz erbrennen,
Und heftige Worte kamen von dorther aus der Schar,
Manch Eisen blinkte hellauf in lichter Gefahr.
Manch Speer ward ihm drohend entgegengeschwungen,
Und hat mit Beil und Schwert in klirrendem Laut geklungen.

Da stellte sich Eigel breit, mit gesenktem Speer,
Irtogast schützend, neben ihn her.
Sie murrten darob. Und einer riß das Pferd
Am Halfter herüber. Der Tote, in sich gekehrt,
Neigt ernst sein Antlitz und aller Augen und Sinnen
Spähen nach ihm, ob nicht seine Wunden zu bluten beginnen.
So standen sie sich gegenüber eine kurze Zeit.
Da wendete sich das Roß mit einem Ruck zur Seit',
Es schien, als würfe der Leichnam sein Haupt ins Genick,
Verachtung in der Geberde und Hochmut im Blick.
Dann trabt er los, in die Wiesen hinein.
Die Seinigen aber stürmten hinterdrein,
Und ließen Irtogast friedsam am Wege steh'n,
Dem Frostschauer leise bis in das Herze weh'n.

Doch Muglo lief voraus, und er tat es gern,
Noch einmal blickt er zurück nach dem früheren Herrn.
Noch sträubten sich ihm die Haare heimlich bergan,
Noch fester drückt er sich an das Roß, das er führte, heran,
Um den Blicken Irtogasts zu entgeh'n,
Denn furchtbar war ihm dies Gegenüberstehn'n.
Und er meinte schon für sein freiherrlich Leben zu büßen;
Drum hatt' er das Roß auch ganz heimlich am Zügel herumgerissen.

Gerhild und Kuperan hatten im fremden Vermögen
Sich schön eingehaust und hübsch warm gelegen.
Nur eines war, das ihnen Sorgen schuf:
Soweit ein Steinwurf reicht, oder ein halblauter Ruf,
Tauchte Irtogast auf, des Tages etliche Mal,
Und spähte beständig herüber nach Irtohall.
Fest war das Gezäune und ihm widerstand es gar leicht;
Doch wenn einer immerfort den Hof umschleicht,
Wird's ungemütlich, und niemand traut aus dem Haus
Aus Furcht vor dem Späher sich ins Freie heraus.

Der Schreck aber fuhr ihnen vollends nun in die Glieder,
Ein Pochen erklang am Tor, und immer wieder
Dröhnt's wuchtig hämmernd, als ob mit schwerer Bürde,
Ein drohendes Unheil Einlaß verlangen würde.

Doch als es nicht aufhören wollte, schlich sich Kuperan
Endlich leise, ganz leise an den Wehrzaun heran.
Er äugte hindurch. Doch im selben Augenblick,
Fuhr er mit schlotternden Gliedern wieder zurück.
„Eigel, der Schmied, ist draußen und pocht ans Tor,
Und Irtogast bei ihm," flüstert er Gerhild ins Ohr.

„Fürchtest du dich, du stinkiges Wässerlein,"
Schrie sie ihn an, „und willst mein Machthaber sein?"

„Ihr Schalke da drinnen," klang Eigels Stimme nun,
„Die ihr nicht wagt, das Hoftor aufzutun,
Euch hab' ich etwas zu sagen: Werin ist tot!
Und das Gericht, das er auf zum Spruche bot
Gegen Irtogast, in dessen Eigen ihr eingebrochen,
Hat sich getrennt und hat kein Urteil gesprochen.
Und wisset ihr Schalke noch nicht, woran ihr seid,
So denkt drüber nach, bis morgen lass' ich euch Zeit."

Die Schritte entfernten sich. Gerhild und Kuperan
Standen genüber und starrten sich an,
Ein jedes Sorgen im Herzen und Furcht im Gesicht.

Doch wie sie sich ratlos anstarren, da bricht
Ein ander Gefühl in ihrer Brust sich Bahn,
Und dunkelt und dämmert in ihre Augen hinan:
Der Schadenfreude tückisch, hämisch Behagen —
Und trag ich ein Leid, so mußt du das gleiche tragen,
Bist elender dann noch als ich unter dieser Last,
Und ich gönne sie dir, denn du bist mir von Herzen verhaßt.

Es steht ein Wuotebild seit alten Zeiten,
Wo sich zwei schmale Bauernstraßen schneiden.
Die eine führt vom See zum Aurach her,
Die andre läuft die Wiesen überquer,
Kommt aus dem Wald und führt zum Wald hinein.
Wo sie sich treffen, ragt am Straßenrain
Der alte Bildstock. Reich ist er behangen,
Gar viele schon sind hier vorbeigegangen,

In deren Herzen manch ein fromm' Gebitt
Vertrauensvoll die Sorgen niederstritt.
Manch einer, der die schwere Fahrt begann,
Hat hier dem Gotte ein Gelübd' getan,
Und hat's erfüllt, so wie er heimwärts kam.
Er schnitt ja auch sein Runen in den Stamm,
Als Fluch für sich, wenn er vergessen würde.
Ein andrer hing der Sorgen schwere Bürde
Im Abbild auf. Dies ist aus Holz geschnitzt,
Aus Wachs geformt, auch weißes Silber blitzt
Am Bildstock auf; manch Pferdlein, manch ein Rind,
Und Arme, Beine angenagelt sind,
Als Zauberbann in frommer Gottverehrung,
Als heißer Dank für gnädige Gewährung.

Vor jenem Bild, im Abendsonnenschein,
Da stand Sigiza. Sorgend sah sie drein,
Weißblüh'nde Reben hielt sie in der Hand,
Mit denen sie den Bildstock nun umwand.

Und wie Gewind sie an Gewinde reiht,
Blickt er aus seinem weißen Blütenkleid
Gar ernst herab auf sie, wie übelwollen,
Wie Mißverstehen und wie stumpfes Grollen.
Sie aber stand in ihrer Festtagstracht
Und schaut zu ihm hinauf. Dann setzte sacht
Sie an den Stamm sich hin.
Ihr pochend Herz
Schritt dort den Weg zu Tal, und niederwärts
Ging all ihr Sehnen in der Weite Fahrten:
's ist schwere Müh', in Ungeduld zu warten.

Die Sonne ging still zu den Bergen hinein.
Ein Anruf erscholl — es sollt' wohl der Jauchzer sein,
Den die Auracher kennen — von unten herauf.
Und über den Wiesen tauchten zwei Männer auf.
Sigiza erhob sich. Sie kannte die beiden gar gut,
Doch mit einem Male war's ihr zu Sinn und zu Mut,
Als ob sie entfliehen sollte: Was standest du hier?
Erwartetest ihn? Und was, was ist er dir?
Ein Jugendgespiele war er vor langer Zeit.
Was ist er heute? Du hast dein Magdtum entweiht,

Um ihn zu retten, und hast es gerne getan.
Nun kennst du ihn nicht. Vielleicht nimmt er's gar nicht an,
Und wenn, so nimmt er's, damit er dich nicht kränkt:
Denn ohne Begehr hast du dich selber verschenkt.

So überlegte sie, und die Freude war ihr verflogen.
Die beiden Männer kamen heraufgezogen,
So langsam es schien, als nähme ihr Weg kein Ende.

Nun standen sie vor ihr und reichten ihr die Hände.
Sie griff danach, und mit einem langen Blick
Gab sie ihnen wortlos den Händedruck zurück.
Doch Eigel löste die Hand langsam aus der ihren,
Sie schienen es nicht zu seh'n und nicht zu spüren,
Wie er sich wandte und nun seines Weges ging.
Aug' in Auge und Blick am Blicke hing,
Er, heiß und verlangend, wie ein Verdurstender trinkt,
Sie, still und zufrieden, und in ihren Augen blinkt
Es feucht und glücklich und all das Sorgen entschwunden,
Und endlich spricht sie: „Nun hast du doch heimgefunden."

Da sah er stille zu Boden, gar ernst sah er drein:
„Und bin ich dein Knecht, so werd' ich ein treuer sein."

Sie nahm ihn am Arm und drückt sich an ihn heran:
Daß einer so unverständig doch reden kann!
„Du, Knecht?!" Und sie schaut zu ihm auf mit erglühenden Wangen,
„Wo Hof und Haus einen tüchtigen Herrn verlangen.
Und du wirst ein tüchtiger sein. Dann denke nur nach:
Du weißt, daß ich der Gauschaft den Frieden brach.
Und wenn sie sich nun auf ihren Vorteil stützen,
Denn ich bin allein, was soll dann ein Knecht mir nützen?
Nichts hilft mir der Knecht — da hilft mir der Herr allein!
Sie hassen dich, wohl! Doch werden sie dich auch scheu'n.
Und schafft dir's," meint sie noch lächelnd, „so bittere Qual,
Du bist mir's auch schuldig und hast keine andere Wahl."

Er sah sie mit aufhorchenden Blicken an,
Bis ihm sein Glück in die Augen zu steigen begann:
„Hast recht," sprach er still, „hast immer recht.
Was ändert's daran, ob ich hier Herr oder Knecht!

Stets war ich dein, stets hab' ich dir angehangen,
Und mein Gedanke ist stets mit dir gegangen.
Im Herzen da drinnen vermöcht' ich nicht anders zu sein,
Ob Herr oder Knecht, du liebliche Herrin mein!"

Und sie stiegen bergan. Rings war es wie halbes Träumen.
Die Sonne neigte sich zu den Waldesbäumen,
Noch spann sich ein zitternder Strahl, wie ein weltfroh' Willkommen
Auf dem Weg der Schreitenden her.
Dann war er verglommen,
Und breit und ruhig erwuchsen die Schatten dem Land.
Ein heißer Tag war's, der nunmehr Kühlung fand.

Kuperan saß noch immer mit glosenden Blicken.
Gerhild hat ihn geschmäht. Er kehrt ihr den Rücken;
Sie aber empfand auf einmal ein kindlich Regen,
Ihren Vater zu ehren, und wenn sie ins Grab ihn legen,
Da wollt' sie dabei sein, so war es Sitte und Pflicht.
Und Kuperan sah sie geh'n und — hindert sie nicht.

Doch kaum war sie zum Hofe, zum Tore hinaus,
Da sprang er auf, da lief er hinein ins Haus.
Dürr' Grasset und Holz zum breiten Haufen geschlichtet,
Aufgetürmt und mit Baumpech zugerichtet,
Dann zerrt er all wertvoll Gerät in die Stube hinein,
Und ging es nicht ganz, so schlug er es kurz und klein.
Nun blies er das Feuer am Herde an, bis es loht.
Leise sang er dabei zu einem Gott,
Den sie im Gaue nicht kennen, um ihn zu loben.
Dann langt er ein Scheit hervor. Knisternd stoben
Die Funken davon, ein prasselnder Fliegenschwarm,
Damit stürzt er zum Holzhaufen her, und soweit sein Arm
Nur reichte, steckt er den sprühenden Brander hinein.

Wild flackerte auf ein fressendes Feuerlein.
Jetzt tanzt er herum, schon prasseln die Flammen und singen,
Und er sprang dazu, wie boshafte Zwerge springen.

Da flammte zur Decke empor ein lohender Strahl,
Ein Fluch — ein Satz, und hinaus aus Irtohall
Sprang er die Wiesen hinan, und der Feuerschein
Gab ihm das Geleit in den dunkelnden Wald hinein.

Er aber lief auf vielverschlungenen Wegen,
Den kleinen Leuten, dem hohen Gebirge entgegen.

Es wogte tiefer, abendverklärter Friede
Um den Hochwald, die Wiesen und um die einsame Schmiede.
Eigel war wieder daheim, von der Landfahrt zurückgekehrt.
Breitspurig stand er an seinem verkühlenden Herd
Und kramte in einer Truhe, die in der Bettnische stand.
Draus förderte er zu Tag mit suchender Hand
Gar viel des Seltsamen, was sich zusammengestaut
Die Jahre hindurch: eine glänzende Schlangenhaut,
Einen Alraun mit knorrigen Armen und krummen Beinen,
Eine ganze Sammlung von seltsam geformten Steinen,
Leinenlappen zu einem Ballen gewunden,
Sorgsam und vielfach mit Lindenbast zugebunden.
Das war's, was er suchte. Da drinn' in den Lappen verwahrt,
Lag der Lohn seiner langen Handwerkswanderfahrt,
Der Lohn, um den er zwanzig Jahre geschafft
Bei den kleinen Leuten, der Lohn seiner besten Kraft.
Wie wenig war es — so dacht' er mit sinnendem Blick.
Dann warf er den andern Plunder in die Truhe zurück
Und löste den Bast, der den Ballen umfangen,
Und die Leinenlappen. Eine breite, goldene Spangen,
Ein Armring, in frischer gleißender Pracht,
So glänzend, als wär' er erst gestern fertiggemacht,
Fiel ihm in seine Hand. Verziert mit reichen
Figuren und Glück bedeutenden Runenzeichen.
Ein Brautlauf war fein säuberlich dargestellt,
Wie der Mann das Weib an den Händen hält,
Dies war gebildet, und drunter in großen Zügen
Standen die Zeichen: Duonar lasse mich siegen!

In heimlichen Nächten hat er dies Kunstwerk geschmiedet,
In Nächten, in denen das Blut in den Schläfen siedet,
In Nächten, die ihn, wenn auch spät, um so herber durchglüht,
Als Sigiza zur mannbaren Jungfrau herangeblüht.

Nun neigt er sein Haupt ganz sachte und still,
Und besah sich's wieder. Wie war doch Zweck und Ziel?
Damals vermeint er den Schmuck und mit ihm sein Leben
Der heiß und heimlich Geliebten zu eigen zu geben.
Und jetzt? —

Da reckt er empor sich mit leuchtendem Blick:
„Bring' es dir immer und in alle Ewigkeit Glück,
Sigiza, was ich dir im Denken schon lange gab —"
So sprach er vor sich und schritt nach dem Aurach hinab.

So schritt er hinab. Schon dunkelte mählich das Tal.
Dort, in dem Weiler am See, lag Irtohall,
Ganz deutlich zu seh'n. Und der Schotter am Uferrand
Schimmert herauf, wie ein breites, gelbliches Band,
Das sich allmählich im tiefern Wasser verliert,
Wo es dann grünlich und immer grünlicher wird.

Doch was für ein Rauch stieg aus Irtohall himmelan?
Das sieht sich nicht so wie ein Herdfeuer an.
Das ist eine Feuersbrunst. Irtohall brennt!
Und Eigel stand vor Schreck, den nur der Bergbauer kennt,
Der einsam auf seinem Gehöfte sitzt, wie versteint,
Vor diesem furchtbaren, alles verzehrenden Feind.

„Irtohall brennt," schrie er dann und rannte bergab,
Die Wiesen herunter, zu den Aurachern herab,
Zu Irtogast und Sigiza. „Feuersnot, Feuersnot!
Irtohall brennt!"

Über dem Walde loht
Es auch schon empor, ein mächtiger Feuerschein
Mit schwachem Rauch in den klaren Abendhimmel hinein.
Entsetzten Auges deutet er darauf hin,
Und es wogt ihm die Brust. Doch den beiden schien
Das Verständnis dafür nur schwer und langsam zu kommen.

Rings um sie her war die Welt versunken. Verglommen
Waren des Tages Sorgen, des Tages Herzeleid,
Und aufgetaucht ein Gefühl von ruhiger Sicherheit.
Dort auf der Bank, die außer dem Wehrzaun ist,
Saßen sie. Der Brunnen rauschte und sein Wasser fließt
Immerzu in den hölzernen Trog so fein und sacht,
Daß es die tieffriedliche Ruhe erst fühlbar macht.

Nun sprangen sie auf, erbleichend bis zu Tod:
Hilf, Duonar! Irtohall brennt, Feuersnot, — Feuersnot!
Noch starrten und standen sie da wie gelähmt,
Während der glühende Schein den Himmel verbrämt.

Da fuhr Irtogast aus seiner Betäubung heraus,
Jammernd rief er: „Mein Hof ist's, mein Hof und mein Haus!
Hinunter und retten, was noch zu retten ist.
Helft mit, bevor mir das Feuer mein Eigen zerfrißt!"
Und er wollte bergab. Da legte sich Eigels Hand
Auf seine Schulter: „Verloren ist alles! Verbrannt,
Noch eh' du hinabkommst. Schau, es erstirbt der Schein
Und glutet schon in den Boden hinein."

Er stand nun vernichtet. Der Hof, worin er geboren,
Verbrannt, vergangen, auf immer und ewig verloren.
„'s ist aus," sprach er selber.

Da legt sich Sigizas Arm
Auf den seinen. Sie drückte sich wortlos und herzenswarm
An ihn und zog ihn zur Hausbank beim Brunnen hin.
Leise neigt sie ihr Haupt und lehnt es an ihn:
„Laß gut sein, Irtogast! Wer viel Leid erfährt,
Darf hoffen, daß auch das Glück in die Hofstatt kehrt,
Um bei ihm fürder zu hausen. Glaubst du nicht auch?
Sorgen und Leiden sind wie Nebel und Rauch,
Was aber ist wie der Sonne Glanz und Schein?
Sage mir das!"

Und sie sah in sein Antlitz hinein,
Ins versorgte. Da überkam ihn ein stilles Ruh'n:
„Du vermagst, wie niemand auf Erden, wohlzutun!"

Sie schwiegen nun alle drei. Die Nacht begann.
Da stieg ein einsamer Mann die Wiesen hinan.

Eine Kutte umfing seinen Leib, weit standen die Ohren
Vom Schädel ihm weg, denn er war geschoren.
Langsamen Schrittes, wie reisende Leute geh'n,
Kam er daher. Vor den dreien blieb er steh'n
Und bot ihnen seinen Gruß in fremdländischen Lauten.
Sie verstanden ihn nicht und nickten nur. Dann schauten
Sie neugierigen Blickes den seltsamen Wanderer an,
Der ein für sie unverständliches Fragen begann.

Er wendete sich, da er keine Antwort erhielt.
Am Brunnen aber blieb er steh'n und kühlt'
Seine Füße im Ablauf des Troges. Dann beugt er sich tief
Zum Wasserstrahl nieder, der aus dem Brunnrohre lief,

Um zu trinken. Da rief ihn Sigiza an:
„Bist du durstig, komm hierher, du fremder Mann!“

Er schien zu verstehen, denn er hielt mit dem Trinken ein.
Sigiza aber ging in das Haus hinein
Und bracht' eine Schüssel mit Milch heraus.
Da trank er und trank, keinen Augenblick setzt' er aus.
Dann neigt er sich dankend — erhob seine magere Hand,
Und machte ein Zeichen über den Hof, den See und das Land,
Ein Zeichen, wie sie noch niemals geseh'n und gemacht —
Und schritt dahin in die schnell aufdämmernde Nacht.
„Hat er uns besprochen mit bösartiger Hexerei?“
Fragte Sigiza und schüttelte sich vor Scheu.

„Warum,“ sprach Irtogast, „du hast ihm nur Gutes getan,
Was soll er den Hof dir besprechen? Ich denke, er kann
Die Sprache nicht reden, die Brauch ist hierzuland,
Und danken wollt' er, drum machte er mit der Hand
Ein kräftig Zeichen.

„So dunkel sah er drein,“
Zweifelt sie noch, „doch es mag wohl so sein.“

Und wieder saßen sie stille, ein jedes sann
Dem Zeichen nach, das der dunkle fremde Mann
So feierlich über den Hof und das Gut gemacht.
Hoch wölbte sich auf die sternenfunkelnde Nacht,
Leis rauschte der Wald, lind kam der Wind gegangen,
Und tiefer Frieden hielt Herzen und Welt umfangen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der tiefen Schlucht hebt einer in festem Entschluß
Sein Haupt empor. Er hat sich Überdruß
Aus dem langen Denken gesogen. Nun spricht er vor sich:
„Mückensorgen sind es! Was kümmern sie mich.
Zwiespältige Wesen sind es, und Hader und Streit
Ist ihr Sein und Wesen. Sie rufen: Gerechtigkeit!
Und ihr Tun und Handeln ist anders als ihr Schrei'n.
Nichts ist ganz an ihnen, als ihre Halbheit allein.“
Und er schüttelte sich in Ekel vor diesen Wesen:

„Sorgen sie sich — sie sollen die Sorgen lösen
In eigener Brust — nach ihrer eigenen Weis' —
Denn mir sind sie verächtlich, wie des Ufers Fliegengeschmeiß.
Das will ich Irtogast sagen."

Dann saß er noch still,
Dabei überkam's ihn aber wie einer Erlösung Gefühl.

Ein Herbstmorgen war's, da stieg er sinnend nach oben.
Der Morgennebel hatte sich eben erhoben
Und trieb vor dem Wind, in die Schluchten zog er hinein.
Noch wehrte er dem lustig flimmernden Sonnenschein,
Der draußen im Flachland schon leuchtet, und hie und da,
Selbst hier durch zerrissene Nebelfetzen sah,
Daß er den See, wie zu einem Hochzeitsfest,
In abertausend Lichtern erschimmern läßt.

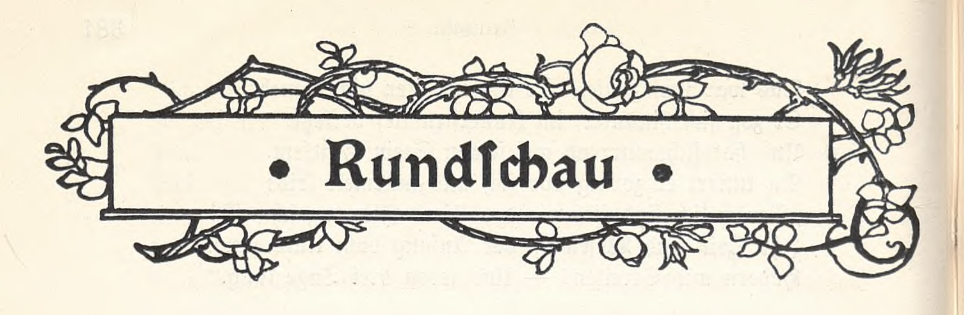
Noch rauschen die Wogen lichtfremd, silbern und grün.
Und ein herber Geruch zog mit dem Wind drüber hin
Von frisch gebrochenen Äckern. Was soll dies bedeuten?
Ein klingender Ton in der Luft? Die Glocken läuten.
Dort aus der Gegend, vom Aurach kommt es daher,
Zugleich zerreißt der Nebel brandendes Meer,
Und dabei schaut im Sonnenglanze, klar und fein,
Das ganze Bergland lachend zum See herein.

Häuserlein stehen, zerstreut in die Wiesen gestellt,
Viele sind es. Ist dies denn dieselbe Welt?!
Und eckige Felder, und der Wald so schmählich gereutet,
Und drüben dort bimmelt's und dort drüben läutet
Ein Kirchlein — dran stehen ganze Häuserreih'n
Und Gärten davor. Wo mag nur Irtohall sein,
Und das Aurach, das dort am Berge gestanden?
Verschwunden und weggewischt und rein wie abhanden.

Da drückt er sich ganz verdonnert ins Schilficht und Rohr.
Nun tönt Ruderschlag und Jauchzen klingt an sein Ohr.
Ein Hochzeitsschiff, ganz farbenprächtig verziert,
Das eine Braut der neuen Heimat entgegenführt.
Und nun ein Blitzstrahl, ein Rauch und ein dröhnender Knall,
Und von den Wänden vielfacher Widerhall.
Dann tosen vom Lande die Böllerschüsse daher. —

Das war ihm zuviel. Er hörte weiter nichts mehr.
Er zog sich hinunter, im Innersten tief verletzt,
Und hat sich murrend auf seinen Steinsitz gesetzt.
Da knurrt er zornig vor sich und murmelt leis:
„Verächtlich sind sie, wie des Ufers Fliegengeschmeiß!
Ihr Sein und Wesen — der Anfang vom Untergang.
Hadern und Streiten! — Und leben drei Tage lang.“






## Besprechungen und Notizen.

Hirn Josef, Tirols Erhebung im Jahre 1809. Innsbruck 1909, Schwick XVI und 874 S. Lex.

Im Frieden von Preßburg hatte Österreich nebst anderen Gebieten auch Tirol an Napoleon abtreten müssen, der damit Bayern beschenkte. Als 1809 Österreich wieder gegen den „Welteroberer" zu den Waffen griff und im Namen des gemeinsamen Vaterlandes an die Deutschen den Aufruf richtete, das schmähliche Joch der Franzosen abzuschütteln, fand es fast überall taube Ohren, nur Tirol schloß sich an und harrte unentwegt weit über seine Kräfte aus, selbst dann noch, als Österreich das Land aufgegeben hatte. Unzählige Male ist der äußere Verlauf der Erhebung Tirols erzählt worden, aber eben nur erzählt; denn noch nie wurde sie auf Grund systematischer, archivalischer Durchforschung des Quellenmaterials dargestellt; so kam es, daß man trotz Hormayr, Rupp und Egger den Wunsch nicht unterdrücken konnte „mehr über die Zeit von 1806 bis 1809 zu erfahren". Dieser Wunsch ist nun erfüllt durch Hirns vorliegende Publikation. Er beschäftigt sich vor allem mit der Frage, wieso es denn gekommen ist, daß das stille, weltabgekehrte Bergvolk 1809 von einer so mächtigen Bewegung ergriffen worden ist. Fast ein Drittel seines umfangreichen Werkes räumt er der „Vorgeschichte" der Erhebung ein. Aus ihr wird es erklärlich, warum das kleine Land bis zum letzten Blutstropfen gegen einen neuen Herrn und Gebieter kämpfte und sich so sehr nach dem Zepter Österreichs sehnte. Die 1805 zu Preßburg verfügte Vereinigung Tirols mit Bayern hatte nämlich zwei Länder zusammengeworfen, deren Bewohner trotz Nachbarschaft und engster Stammesverwandtschaft bisher wenig gemütliche Beziehungen zueinander gepflegt hatten. Es hätte wohl langer Zeit und eines großen Maßes von Klugheit seitens des neuen Herrn bedurft, um Neigungen, die noch nicht vorhanden waren, zu wecken und zu festigen. In den ersten Tagen schienen seine Organe diesen Weg wandeln zu wollen. Der für Tirol ernannte Hofkommissär Graf Arco erhielt die Instruktion, alles zu vermeiden, was Beschwerden erzeugen, als Eingriff in die Landesprivilegien und Verfassung erscheinen könnte; jegliches Eigentum von Privaten und Gemeinden, von geistlichen und weltlichen Korporationen sollte vorläufig unberührt bleiben; in geistlichen Sachen war keine Veränderung vorzunehmen; jeder hergebrachte kirchliche Gebrauch sollte geachtet, selbst religiöse Vorurteile bis zu künftiger besserer Volksbelehrung geduldet werden; über das umlaufende Papiergeld war mit einsichtsvollen Männern aus dem Gubernament und dem Handelsstande zu beraten, um

es allmählich ohne zu großen Verlust der Privateigentümer außer Kurs zu setzen.

König Max Josef erklärte, „kein Jota an der Verfassung seiner lieben, braven Tiroler ändern zu wollen", sich zu bemühen, ihnen ihren bisherigen guten Landesvater zu ersetzen. Alle diese Worte fanden bei der großen Menge keinen rechten Glauben; im vertraulichen Gespräch bei häuslichen Zusammenkünften oder bei Zechgelagen herrschte „gar schlechte Freude", und man „klagte Gott in der Stille mit bekümmertem Herzen die Not." Die bayerische Zentralregierung gab dieser Meinung auch bald Recht. Um die von dem Protektor Napoleon aufgebürdete Last leichter zu ertragen, trachtete man aus dem Lande, obwohl es nur eine magere Ackerkrume besaß, recht bald jene Vorteile zu ziehen, welche den für die Erwerbung gebrachten Opfern entsprachen. Die Steuerschraube wurde angezogen und in Verbindung damit eine „kühne" Regelung des Valutawesens durchgeführt: die mit 1. Jänner 1797 aufgenommenen Privatschulden waren von nun an im Nominale des Schuldbriefes mit Metallgeld in Konventionsmünze zu bezahlen. Damit waren die seit 1763 in Umlauf befindlichen Bancozetteln, deren Wert seit 1796 stetig sank, bald außer Kurs gesetzt. Die Folgen waren ein Sinken des Wertes der Landgüter und viele Krisen. Anstatt „die Wunden des Landes zu heilen", schlug der neue Souverän demselben noch größere und gefährlichere. Alle, ob bayerisch oder österreichisch gesinnt, waren dieser Ansicht; aber die Zentralregierung nahm darauf keine Rücksicht, mit „gut bayerischer Energie" fuhr man fort, das neu erworbene Land Altbayern einzufügen: Der politische Begriff „Land Tirol" sollte verschwinden; an seine Stelle trat der Inn-, Eisack- und Etschkreis, die offiziell zusammen Südbayern hießen.

Wie auf administrativem Gebiete wollte die Zentralregierung auch auf kirchlichem die in Bayern in den letzten Jahren zur Geltung gebrachten Grundsätze durchführen. Es wurde, ohne auf das Empfinden des Volkes zu achten, mit einer Reihe recht kleinlicher Verordnungen darauf losreformiert und ein Kulturkampf heraufbeschworen, den man durch „endlose Verhaftungen und Abprügelung der widerwilligen Landbevölkerung, durch rohe Heiligtumschändung und öffentlichen Kirchenraub" siegreich zu Ende führen wollte, in Wirklichkeit aber nur Märtyrer schuf und sich die Gemüter vollständig entfremdete. Um das Maß des Widerwillens vollzumachen, versuchte man den neuen Untertanen eine Pflicht — die Militärpflicht — aufzulegen, die selbst Österreich nicht durchzuführen vermochte. Kläglich scheiterten diese Maßnahmen, erweckten aber im Volke ein Gefühl der Kraft, die in den Worten Ausdruck fand, hilft uns Österreich nicht, helfen wir uns selbst. Österreich hatte nämlich während der ganzen Zeit der Bewegung in Tirol seine volle Aufmerksamkeit geschenkt, es hatte Vertraute gewonnen und mit ihnen einen regen Verkehr unterhalten: neben Erzherzog Johann war es ganz besonders Hormayr, welch letzterer aber an dem Unglück, das über Tirol hereinbrach, nicht wenig Schuld ist. Hormayr, den bisher die Historiker nicht näher geprüft haben, kommt mit Recht bei Hirn in ein wenig günstiges Licht. Hormayr ist gleichsam die Seele der Vorbereitung zur Erhebung, die schon in den ersten Apriltagen zur Befreiung „aus der babylonischen Gefangenschaft" führte.

In dem Abschnitte über die „Erhebung" bringt Hirn, dank der vielen sowohl öffentlichen wie privaten Archive, die er herbeizog, eine Reihe von neuen Details: Freund und Feind erscheinen vielfach in anderer Beleuchtung als bisher und werden uns menschlich näher gerückt. Zu den schönsten Teilen des Werkes zählt

wohl die Darstellung, wie nach der Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Wagram Tirol wie „ein Stacheligel auf Napoleons Siegeslaufbahn kauernd" sich nochmals und zwar zum dritten Male befreit. Aller Augen sind in diesen Tagen auf Andreas Hofer gerichtet, der aber der Situation nun nicht gewachsen ist. Anfangs November besiegelt er durch seinen (von Hirn meisterhaft geschilderten) Stimmungswechsel sein Schicksal, das Napoleon dekretierte und das am 20. Februar 1810 in Erfüllung ging. Mit diesem furchtbaren Tag schließt Hirns Werk; die Folgen desselben hat er nämlich in seine lichtvolle, vollkommen unparteiische Darstellung nicht aufgenommen. Es ist ein schönes Werk, das er seinem Vaterlande bei der hundertsten Wiederkehr dieser freud- und leidvollen Tage widmet, von dem der Dichter sagt:

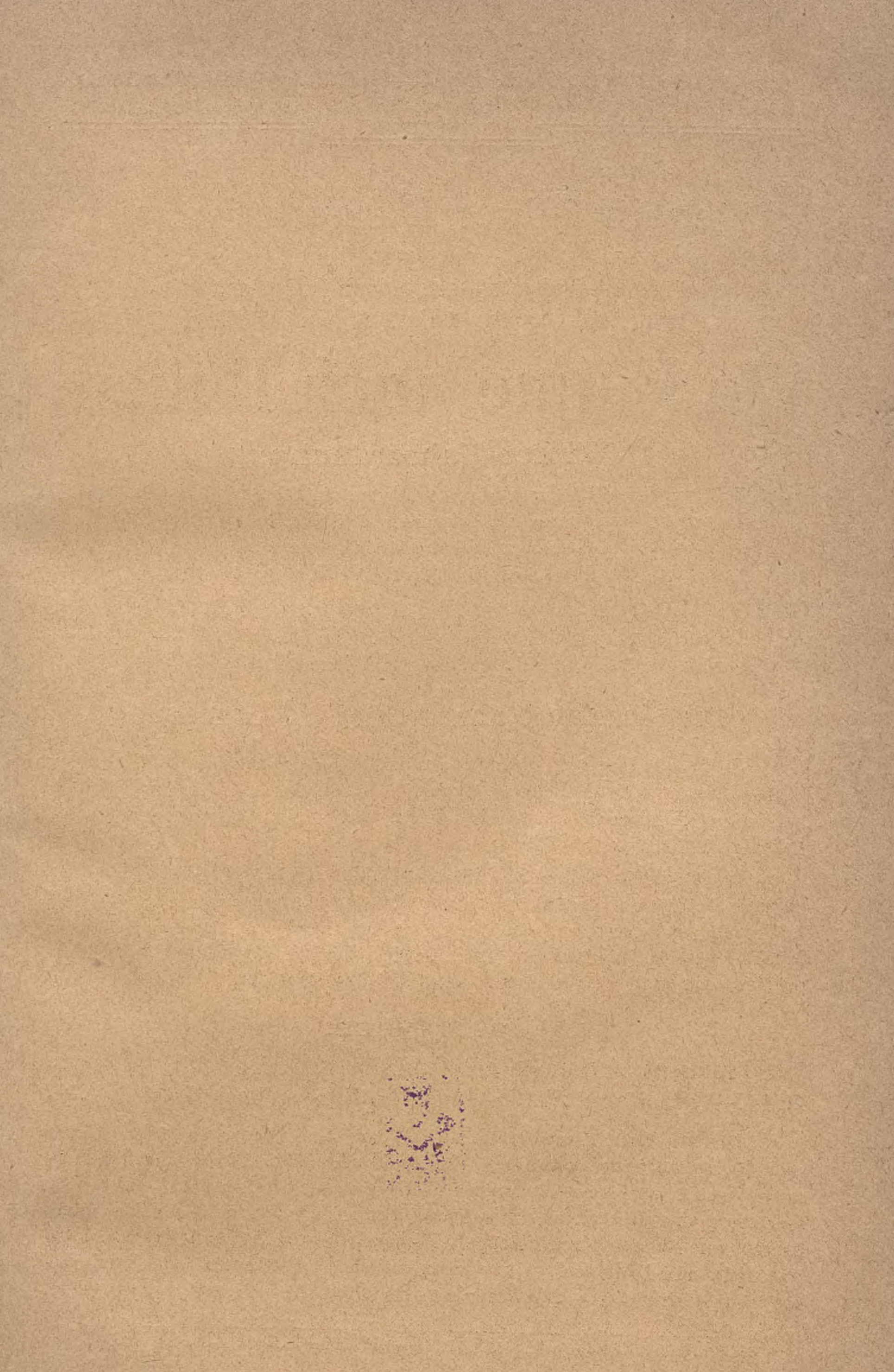
Tirolerland! — — — —
— — — Du wurdest Österreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern,
Umfing. Sie blickten auf nach Deinen Fahnen,
Die Du erhobst für Deinen alten Herrn,
Für Deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben,
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben.

Dr. Albert Starzer.






Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.



Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.